

Max Balles Kriegserinnerungen

bearbeitet von Günther Liepert

*Max Balles (*24.11.1862 †27.12.1936) war ein exzellenter Heimatforscher Arnstein. Von Beruf war er Lehrer, zuletzt Bezirksschuloberlehrer für den Landkreis Karlstadt. Daneben war er viele Jahre zweiter Bürgermeister der Stadt Arnstein. In den Jahren 1913/1914 verfasste er das Buch ‚Arnstein in Vergangenheit und Gegenwart‘. Auf Grund seines großen Engagements für die Stadt Arnstein wurde er 1914 zum Ehrenbürger der Stadt ernannt. Außerdem wurde in der Schraudenbacher Siedlung eine Straße nach ihm benannt.*

Wie es in Arnstein im Ersten Weltkrieg aussah, beschreibt Max Balles in seinen Kriegserinnerungen, die im Stadtarchiv Arnstein aufbewahrt sind.

Die Aufzeichnungen erfolgen mit Beginn des Jahres 1914



Im Westen war aus dem Schützengrabenkrieg der Stellungskrieg geworden. Die Durchbruchversuche der Franzosen waren nach dem Ansturm in der Champagne festgelaufen. Verdun blieb von den Deutschen umklammert und auch im Osten hielt die Front.

Neben dem militärischen Ringen ergab sich eine weitere, nicht so offensichtliche Kampfzone: Deutschland sollte ausgehungert werden. Dieses Problem war nicht so einfach vom Tisch zu wischen. Benötigte das Deutsche Reich 1913 große Einfuhren, um die Versorgung der Bevölkerung zu ermöglichen. So wurden 2.007.610 t Weizen, 3.232.109 t Gerste, 156.631 t Hafer, 239.252 t Reis, 200.000 t Hülsenfrüchte und 226.778 t Kaffee, Tee und Kakao eingeführt. Die Feinde versuchten nunmehr, diese Importe zu stoppen. Das führte am 25. Januar 1915 zu einer Beschlagnahme aller im Inland vorhandenen Getreide- und Mehlvorräte und der Verkehr mit

Brotgetreide und Mehl wurde geregelt.

Für die Nahversorgung wurden Kommunalverbände gegründet, die in unserem Distrikt aus den Gemeinden des ehemaligen Amtsgerichtsbezirkes Arnstein gebildet wurden. Als Verantwortliche wurde Babette Pfaff bestimmt, in deren Lagerhaus - und einem weiteren - die Vorräte gelagert wurden.

Zunächst hatten die Landwirte und Besitzer ihre Vorräte selbst einzuschätzen. Diese sollten sie nach Abzug ihres eigenen Bedarfs abliefern. Nach dieser Schätzung, ‚bei der offensichtlich sehr viele Augen recht trübe waren‘, ergab die Hochrechnung im Bezirk Arnstein folgende Mengen:

7.139 Ztr. Weizen, 6.242 Ztr. Roggen, 1.236 Ztr. Gemeng (Grünfutter), 9.172 Ztr. Hafer, 1.333 Ztr. Weizenmehl, 1.685 Ztr. Roggenmehl und sechs Ztr. Gerstenmehl.

Diese Vorräte sollten bis 20. April 1915 abgeliefert werden. Würde dies nicht geschehen, würde das Bezirksamt eine Enteignung dieser Güter vornehmen. Balles schreibt weiter: „Dass sich aber hier niemand durch eiliges Abliefern eine Lungenentzündung holte“ erkannte man an den geringen Mengen, die bis zu diesem Zeitpunkt im Lagerhaus Pfaff landeten: 318 Ztr. Weizen, 133 Ztr. Roggen und vier Zentner Gemeng. Zwar wurden Hausdurchsuchungen angedroht, die jedoch nicht durchgeführt wurden. Die Drohungen nutzten vielleicht etwas. In einem Nachbardorf Arnsteins versicherte ein Landwirt am 7. April, dass nicht ein einziges Körnchen mehr in der Scheuer sei, doch eine Durchsuchung am 8. April ergab doch einen größeren Bestand. Am 9. Mai fand eine neuerliche Erhebung des Bezirksamtes statt mit dem Hinweis auf Zusicherung der Straffreiheit, wenn nunmehr die landwirtschaftlichen Erzeugnisse abgeliefert würden. Jedoch meldete sich auf dieses Gebot kein einziger Bauer im Distrikt.

Der Krieg zeitigte Preissteigerungen

Für die normale Bevölkerung hatte die mangelnde Importmöglichkeit natürlich erhebliche Preissteigerungen zur Folge. So kostete ein Doppelzentner Roggen 24,40 M, Weizen 28,40 M, Gemeng 25,40 M, Hafer 13,65 M. Weizenmehl wurde mit 47 Mark berechnet, Kriegswizenmehl mit 43 M, Roggen mit 38 M. Als armer Schullehrer mokierte sich Balles natürlich über



die hohen Preise, da er, wie er meinte, den Landleuten die Herzen damit höherschlugen. Den weiteren Weg über die Bäcker und Mehlhändler regelte die Brot- und Mehlkarte, die erstmals am 22. März 1915 durch den Kommunalverband ausgegeben wurde. Diese wurde jeden halben Monat an die Bürger verteilt. Die Vorderseite enthielt den Namen des Haushaltsvorstandes, die Anzahl der Familienmitglieder und entsprechend die Verbrauchsmenge. Diese war 13 Pfund Brot und 400 Gramm Mehl für einen halben Monat. Die Rückseite zeigte zwei Spalten: Oben musste der Mehlhändler die jeweils bezogene Mehlmenge, unten der Bäcker das erhaltene Brotgewicht und das Datum der Abnahme eintragen. Bäcker und Mehlhändler hatten gleichfalls ein Kundenbuch zu führen. Da die verfallenen Brot- und Mehlmengen eingeliefert wurden, war eine Kontrolle möglich. Die tägliche Brotmenge war freilich kleiner als im Frieden, aber immerhin auskömmlich. Das Kriegsbrot war schwarz und schwer zu vertragen, aber frische Brötchen zum Frühstück - das war einmal...

War diese Änderung schon beschwerlich genug, so kam es in den Folgejahren noch viel schlimmer. Hätte man schon im Frühjahr 1915 gewusst, was noch alles auf die Bürger zukam, hätten diese das nun vorhandene Schwarzbrot wesentlich besser zu schätzen gewusst.

Brotkarten wurden ausgeteilt

Eine Unbequemlichkeit hatte die Brotkarte für jene, die verreisen wollten. Die Bezirke Würzburg und Ochsenfurt waren unserem Landkreis voraus. Sie waren klüger und hatten schon Brotkarten, die in den beiden Kreisen wechselseitig angenommen wurden. Für weitere Reisen kam endlich die Landesbrotmarke, die im ganzen Königreich galt. Nur galten sie aber nicht, wenn man die weiß-blauen Grenzen überschritt. Ebenso wie unsere bayerischen Briefmarken trotz des Namens ‚Einiges Deutsches Reich‘.

Noch schlimmer als der hohe Brotpreis war für viele der Mangel an Malz. Denn für das Jahr 1915 erhielt jeder Brauer nur noch 60 % des Malzvolumens, den er 1912 und 1913 verbraucht hatte. Dazu kam noch der ‚Frevel‘, dass das Glas Bier 16 Pfennige kostete und es war nur zu vier Fünftel gefüllt.



Die Welt war wirklich schlecht geworden! Für viele Gasthausbesucher war es

besonders ärgerlich, dass die Polizeistunde von zwölf Uhr auf elf Uhr vorverlegt wurde. Ein Ereignis, das alle Nachlichter in größten Schrecken versetzte. So mancher hielt das für ein viel schrecklicheres Opfer als im Schützengraben Platz zu nehmen. Sämtliche ausgepichte Junggesellen, von denen es in Arnstein doch noch einige gab, wollten ihren Hausschlüssel abändern lassen. Denn bisher war er so programmiert, dass er vor ein Uhr morgens nicht schloss. Doch die Gefahr ging vorüber. Zwar schielte das Auge der Polizei etliche Mal in die Wirtszimmer. Da es aber meist auch den Chef der höchsten Polizei - sprich Bürgermeister - darin erblicken musste, wurde es vom Licht geblendet und verduftete.

Wie die Männerwelt den Verbrauch der Gerste spüren musste, so merkten auch die Rösser den starken Haferverbrauch ihrer Brüder im Felde. Bis zum 1. März 1915 musste der gesamte Hafervorrat abgeführt werden, der über den Eigenbedarf hinausging. Zurückbehalten durften nur 150 Kilogramm Saathafer für einen Hektar und an Futterbedarf drei Kilogramm täglich für ein Pferd. Das gab ein Geschimpfe! Reden wie „Dr Staat soll für sei Göll sorg - i sorg für die mei! Unnere ham selber ners im Bauch. Da soll do glei der Dunnerkeil neifahr!“ hörte man allerorten.

Aber der Zorn war oft äußerlich; denn der Bauer schnitt sich beim Abliefern des Hafers nicht ins eigene Fleisch. In allen möglichen und unmöglichen Gefäßen wurde der Hafer verborgen, wo ihn die Kontrolleure nicht erwischten. Aber bei Pferdebesitzern, die Hafer kaufen

mussten, sehnten sich die Gäule schon manchmal nach einer vollen Krippe, wie die guten Christen nach einem vierzigtägigen Fasten nach einem saftigen Osterschinken.

Die Folge dieser Maßnahme war, dass die Fuhrlöhne in die Höhe schnalzten. Ja, der Hafer war so teuer! Das Verfüttern von Hafer an Nichteinhufer, auch an Zuchttiere wie Stier und Eber, war verboten. Trotzdem ging dem wackeren Arnsteiner der Mut nicht verloren: „Wie könne die schpring, wenn se dr Hafer net sticht?“

Aber sie sprangen doch! Denn die Vorschriften wurden nur auf dem Papier genau befolgt. Und meist war das Schimpfen gar nicht so ernst gemeint. Die Industrie wollte den Bauern zu Hilfe kommen und in den Zeitungen war laufend zu lesen, dass es möglich sei, aus Stroh Futtermehl herzustellen. Zwar machte die Sache ein berechtigtes Aufsehen, doch nach einigen Wochen mussten die Versuchsanstalten bekennen: Es ist nichts damit! (gl)

Kartoffeln waren als Nahrungsmittel wichtiger geworden

Fast ebenso wichtig wie das Brot ist das zweite Hauptnahrungsmittel, die Kartoffel. Ohne sie wären wir glatt erlegen. Von manchen Leuten etwas über die Achsel angesehen, wurde sie jetzt mit Glaceehandschuhen angefasst. Die Rezepte für Kartoffelgerichte, über Backwerke mit Kartoffeln oder Kartoffelmehl schossen wie die Pilze nach dem Regen.

Nur war die Kartoffelernte 1914 eine mittlere gewesen. Deshalb musste Vorsorge getroffen werden, dass diese wertvolle Gabe bis zum Sommer 1915 ausreichen würde. Zwanzig Millionen Zentner wurden den Brennereien entzogen, Einrichtungen zum Trocknen und zur Herstellung von Kartoffelflocken getroffen, damit ja nichts verloren gehe. Dazu kam die Besorgnis, die zu großen Angstkäufen führte. Die Spekulanten witterten Morgenluft und die Folge war, dass die Preise rasch stiegen. Das alte Lied: Es mussten Höchstpreise festgesetzt werden, um den Wucherern -Erzeugern und Händlern in einigem Bunde - das Handwerk zu legen. Ab 18. Februar 1915 durfte ein Zentner Daber, Imperator, Magnumbonum und Uso so datt (Anmerkung: alles Sorten, die man heute nicht mehr kennt) 5,25 Mark, alle anderen Sorten fünf Mark kosten; im Pfundverkauf lag der Preis bei 6,56 Mark. Bei Lieferung ins Haus durfte ein Zentner höchstens dreißig Pfennige höher stehen. Saatkartoffeln und Hörnli waren nicht an diese Preise gebunden. Natürlich hatte auf einmal jeder Bauer nur noch Saatkartoffeln, die unter acht bis zehn Mark nicht zu haben waren und dazu sah man es gar nicht gerne, wenn man seinen Bedarf beim Bauern selbst holte; denn man wollte sie ins Haus liefern, um nochmals dreißig Pfennige herauszuschlagen. Obwohl diese dreißig Pfennige gar nicht für unsere ländlichen Verhältnisse gemünzt waren! Die Kartoffelaufkäufer



und Händler kehrten sich an die Vorschriften gar nicht und es begann ein wildes Aufkaufen und Fortschaffen, obwohl das ohne Erlaubnis verboten war. Im Schleichhandel wuchs das Geld und Händler und Aufkäufer litten nicht immer an Gewissensenge.

Natürlich bekam man dann auch hier fast keine Kartoffel zu den Höchstpreisen; da hieß es einfach: „Die Händler ham uns schon so viel gebote!“ Doch waren nicht alle Kartoffelerzeuger so. Wir hier kamen schon zu dem nötigen Bedarf. Aber in den Städten begann die große Not. Viele Bauern hielten nämlich mit ihren Vorräten zurück, in der Hoffnung, dass die Preise noch steigen würden. Sie hatten sich aber verrechnet: Denn ab 26. April 1915 durften die Saatkartoffeln nicht höher stehen als die Speisekartoffeln.

Da von den vorhandenen Kartoffelvorräten die Regelung der ganzen Ernährung bis zur neuen Ernte abhing, wurde am 15. Mai eine neue Erhebung der Kartoffelbestände angeordnet. In ganz Deutschland war das Ergebnis derartig, dass auf sorgsamste Sparsamkeit gedrungen werden musste. Da hieß es: Erst kommt der Mensch und dann das Schwein. Infolge dieses



unzweifelhaften Satzes wurde das schon kräftig begonnene Schweinemorden weiterempfohlen, um die borstigen Kartoffelfresser etwas einzuschränken. Zugleich wurde den Städtern dringend ans Herz gelegt, sich die Gelegenheit nicht entgehen zu lassen, sich mit guter und billiger Dauerware zu versehen. Die Schweinebesitzer waren auch nicht so und zogen eine Sau nach der anderen aus dem Stall. Am 12. März 1915 waren hier in Arnstein noch 606 Stück, am 15. April bloß noch 482. Also in den Städten hub ein frisch-fröhliches Schlachten an und die Selchöfen rauchten Tag und Nacht, um die Dauerware zu liefern. Spottvögel meinten, sie heiße Dauerware, weil diejenigen einen dauern könnten, die sie essen mussten; denn der an sich gut gemeinte Plan schlug größtenteils fehl, weil die Ware sich nicht hielt. Zum Räuchern gehört der richtige Bauernschlot. Leider musste so die teure und so nötige Ware größtenteils verderben und die Schweine hatten vergebens ihr menschenfreundliches Dasein opfern müssen.

Wir in Arnstein bekamen selten Schweinefleisch zu kaufen, denn manche Metzger schlachteten wenig Schweine, weil mit dem Handel bedeutend mehr zu verdienen war. In Massen wurden die Schlachtopfer hier aus der Gegend zusammengetrieben und zusammengefahren, um grunzend den Weg zum Bahnhof anzutreten. Dass die Preise stiegen, ist selbstverständlich. Am 10. Mai kostete ein Pfund Schweinefleisch 1,10 Mark und am 17. Mai schon 1,20 Mark. Ein Pfund Schwartenmagen 1,10 DM gegen vorher sechzig Pfennige. Das Rindfleisch wurde am 18. April mit 90 Pfennigen und am 15. Mai mit einer Mark angesetzt. Das Kalbfleisch kostete 1,20 Mark gegen 65 Pfennige einige Wochen vorher. Als ganz erkleckliche Preissteigerungen innerhalb einer ganz kurzen Zeit.

schicken, alles zu tun, um das Durchhalten daheim und in der Front zu ermöglichen. Das Übrige möchten wir Gott ans Herz legen. Am 7. August und am 9. Januar fand auf Wunsch des Bischofs und am 7. Februar auf päpstliche Anordnung ein Bittgottesdienst statt. Dass die Kirche, wer nur immer konnte, besuchte, braucht wohl nicht besonders versichert werden. Als am 7. Februar nach dem Miserere und der gesungenen Allerheiligen-Litanei zum ersten Mal das von Papst Benedikt XV. selbst verfasste Gebet um den Frieden gebetet wurde, hatten Pfarrer und Gemeinde Tränen in den Augen.

Die Kirche verfasste Hirtenbriefe zum Fasten

Der Hirtenbrief am Fastensonntag hatte die Nächsten- und Feindesliebe zum Inhalt. Da meinte gar mancher: Friedensliebe? Ja. Feindesliebe? Erst einmal gehörig verhauen! Eine Schneiderseele, wer der verlogenen Bande gegenüber auch noch seine linke Backe hinhält, wenn die rechte angegriffen wird. Die feindlichen Bischöfe, in Sonderheit der edle Kardinal Mercier von Lüttich, singen andere Lieder. Warum soll denn gerade der dumme Michel, den alle hassen, lieben?

Die Fastendispenz ging so weit, dass für die Kriegsdauer das Fastengebot mit Ausnahme des Aschermittwochs und Karfreitags aufgehoben wurde. Ebenso war Feldarbeit an Sonn- und Feiertagen erlaubt.



Dem Ernste der Zeit entsprechend unterblieben natürlich alle Vergnügungsveranstaltungen in den Vereinen; Tanzmusik an Fastnacht (ohne Krapfen) und alles Maskentreiben. Auch die geistigen Nahrungsbedürfnisse nahmen eine andere Richtung an; alles, was auf den Krieg eingestellt, was mit ihm zusammenhing: Bewaffnung, Verteidigungsmaßnahmen, Unterseeboote, das interessierte.

Klaviere blieben meist geschlossen. Nur einige mit fortgeschrittener Gehirnversandung verzapften allabendlich ihr Gedudel. O heiliger Schützengraben, wie würdest du die großen Geister klein bekommen!

Der Ernst der Lage kam stets von neuem zum Bewusstsein durch Neueinberufungen und die in kurzen Abständen sich folgenden Musterungen der jungen Leute und auch der ungedienten Landstürmer. Von den Gemusterten drängte fast jeder zur Artillerie; denn die hielt man für eine halbe Lebensversicherung. Mit Genugtuung stellte man fest, dass es uns an tüchtigem Ersatz nicht fehlte. Wenn auch mancher Betroffene weniger Genugtuung zeigte! Drückberger gibt es überall. Warum soll Arnstein eine Ausnahme machen? Aber alle Mätzchen, familiäre Gründe, vegetarischer Rheumatismus hatten keinen langen Erfolg. Einer wurde kuriert und verlor tatsächlich seinen langen, jahrelangen Rheumatismus. Der Krieg als Kur!

Gründung einer Jugendwehr in Arnstein

Um auch die Jugend etwas für den künftigen Waffendienst zu üben, wurde am 10. Januar 1916 eine Jugendwehr gegründet. 25 Jungen fanden sich an Sonn- und Feiertagen zu den Übungen ein, die von Vizefeldwebel Josef Kunkel (Anm.: Gefängniswärter) und Gendarmeriesergeanten Valentin Schwarz geleitet wurden. Leider ließ der Eifer bald nach. Sie bestand kein Jahr, wurde dann nochmals ins Leben gerufen und entschlief ein zweites Mal. Desto eifriger waren in dieser Hinsicht die Zöglinge der Präparandenschule, die unter ihrem Turnlehrer gesondert übten.

In kriegsmäßiger Aufmachung und großem Maßstab sahen wir mit der Jugendwehr mehrmals solche Übungen seitens der Maschinengewehrabteilung aus dem Lager Hammelburg, die öfters auf der Steighöhe ‚Krieg im Frieden‘ spielte. Einmal wurde sogar Arnstein als Sturmobjekt benützt und das bei Nacht.

Inzwischen hatte man die Freude, im September Urlauber aus der Front zu begrüßen. Viele hatten sich im Schützengraben Bärte beigelegt, so dass man sie zuerst gar nicht erkannte. Dass der Krieg auch erzog, sah man an einem Beispiel: Als ein Vaterlandverteidiger mit seinem Vater auf die Arbeit ging und dieser einmal nach alter Gewohnheit einen kräftigen Fluch losließ, sagte er: „Vater, im Schützengraben wird nicht geflucht.“ Die Anwesenheit verheirateter Schützengräbler wurde - wie die spätere Zeit zeigte - auch nutzbringend in der Richtung Maßnahmen zur Erhöhung der Bevölkerungsziffer ausgenützt. Und was die Urlauber zu erzählen wussten! Alle waren der freudigsten Siegeszuversicht. Herrlich war es für sie, die geliebte Heimat wieder zu sehen, die sie ja mit ihrem Herzblut verteidigten. Wenn nur nicht der baldige Abschied gewesen wäre! Welch ein Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Abschied! Damals ein kriegerisches Bild, das bei allem Ernst belebte, begeisterte. Heute eine Reise für sich allein, ohne Gesellschaft. Schwer, furchtbar schwer, der Abschied für die Angehörigen, die dem Zuge in banger Sorge nachschauten. Ja, sagten alle, das Kommen ist schön; aber das Gehen.



Es donnert draußen auf dem Land, in der Luft, auf und unter dem Wasser. Mit ‚Bravo!‘ wird jedes feindliche Schiff auf seiner Fahrt zu den Haifischen begrüßt. Angstmeier ziehen die Stirne in Falten, da Amerika drohende Noten schickt und auf die Folgen aufmerksam macht, wenn ein amerikanisches Schiff oder ein kostbares USA-Leben durch unsere U-Boote ein Ende nähme. Ihre Freundschaft und Neutralität sind gleich niedrig eingeschätzt. Die etwaige Bangigkeit wird tausendmal aufgewogen durch den herrlichen Sieg Hindenburgs in den Masuren. Das war ein Stoß! Ostpreußen für immer frei! Da springen auch die Geldbeutel für die zweite Kriegsanleihe auf. Über neun Milliarden! Wer hätte das gedacht, dass wir so viel Geld hätten!

Die Verbündeten sind unsicher

So kommt der März heran. Alles schaut jetzt nach den Dardanellen, wo unser Türkenfreund mit deutscher Unterstützung den Frankobriten so 'schlucksesive' ein Kriegsschiff nach dem anderen verschwinden lässt.

Mit fragendem Auge schaut man nach unserem Exbundesbruder Italien. Was geht hinter den Alpen vor? Man traut ihm schon lange nicht mehr. Er will sich seine weitere Neutralität durch Gebietsabtretungen von Österreich bezahlen lassen. Da kommt noch eine bittere Pille dazu: Przemyal durch Hunger zur Übergabe gezwungen. Unsere K und K-Brüder haben wenig freundliche Worte trotz Anerkennung ihrer Tapferkeit gehört. So kommt Ostern heran. Diesmal nicht das fröhliche Fest wie sonst; denn bei Ypern, an der Maas, in den Karpaten, stehen unsere Söhne im Kampf. Was Bulgarien tut, ist auch nicht sicher. Dazwischen gehen merkwürdige Gerüchte über Anbahnungen von Friedensverhandlungen. Seifenblasen!

Da bringt der Mai eine Wonenachricht: Bei Gorlice ist am 2. Mai der Durchbruch durch die Russenfront gelungen. Galizien wird vom Feind geräumt. Freudig flattern die Fahnen in der herrlichen Maisonne. Zum ersten Mal verkünden am 3. Mai die Glocken den großen Sieg. Das ist ein eigentümliches Gefühl. Rührung, Freude, Stolz dabei! Es würgt im Halse und greift ans Herz. Man sieht dahinter die Opfer. Bisher war es kirchlicherseits nicht erlaubt gewesen, bei einem Siege zu läuten. Eine unbegreifliche Sache. Der Kirchliche Bürokratismus ist dieselbe Hausnummer wie der staatliche, vielleicht noch um ein paar Grad verknöchert und eigensinniger als der weltliche. Wie sagt der Bauer: "Mei Racht will i ho!"

Anfänglich wurde Beflaggung der öffentlichen Gebäude jedes Mal durch das Bezirksamt bekannt gegeben. Später erfolgte die Aufforderung sogleich in den durch die Post ausgehängten militärischen Tagesbericht. Dass die Schuljugend schuldfrei den Sieg feiern durfte, ist klar.



Es mehren sich die Lazarettzüge

Die Folgen großer Schlachten reichen häufig auch in unser Tal. Es mehren sich die Lazarettzüge. Eine tiefe Erschütterung befällt uns beim Anblick eines solch ruhig daher fahrenden Zuges. Bange Gedanken begleiten ihn. Wem leistet er Dienste? Am Ende ist einer unserer Angehörigen leidender Fahrgast? Ohne dass wir es wissen. Doch auch Trost gibt der Anblick. Auf das Dach eines jeden Wagens ist auf weißem Grund ein riesiges rotes Kreuz gemalt. Wie ein segnender Christus scheint es die unter ihm liegenden Kriegsoffer zu behüten. Wir sind beruhigt, dass für unsere Verwundeten gut gesorgt ist.

Ein herrlicher Frühling. Die Baumblüte ist so schön wie noch nie. Oder kommt es einem nur so vor? Sie will wohl zeigen, wie anziehend die Heimat ist, was die entbehren, die draußen im Feindesland stehen, will zeigen, dass die Heimat es wert ist, verteidigt zu werden. Aber

leider ging die Prophezeiung nicht in Erfüllung: „Mit Kirschenblüten den Helm geziert, wird heimwärts, heimwärts fröhlich marschiert.“ Auch die Zahlenspiele, die als Ergebnis den Frieden im Frühjahr 1915 weissagten, hatten getrogen.

Zur Verteidigung brauchte es Metalle, namentlich Kupfer. Darum wurden die Kupfer-, Blei-, Zink-, Nickel-, Aluminiumvorräte beschlagnahmt. Die Bevölkerung wurde ersucht, unbrauchbare Dinge aus diesen Metallen gegen Bezahlung abzuliefern. Das war ein Fall für die Schuljugend. Sie stöberte vom Boden bis zum Keller und brachte große Mengen zur Schule, die den Anfall der Jugendsammlung um das Hauptlaboratorium nach Ingolstadt lieferte. Der Ertrag wurde für Kriegswohlfahrtszwecke verwendet.

Der Krieg belebte auch wieder ein Geschäft, das schon beinahe zwanzig Jahre ruhte: Das Schälen der Eichenrinde. Früher schälten alle Holzrechtler in der Lau. Was war das für ein Leben im Wald und wie unterhaltend auch für die Besucher, die sich vor den Wirtsbuden ein Glas frisches Bieres nach dem anderen trefflich schmecken ließen. Man bekam ja ordentlich Durst, wenn man zusehen musste, wie die anderen im Schweiß ihres Angesichtes die Eichenstangen entrindeten. Das reinste Waldfest! Die mangelnde Einfuhr ausländischer Gerbstoffe war nun Anlass, das Schälen der Eichenrinde wiederaufzunehmen, zumal es ein gutes Geschäft war: Denn ein Zentner kostete 1915 zwischen sieben und neun Mark.

Nach der Einfuhr ausländischer Gerbstoffe war nämlich dieser Wirtschaftszweig zum Erliegen gekommen, weil der Preis der Rinde so sehr sank, dass ein Gewinn nicht mehr herauschaute. Bei zwei bis drei Mark für den Zentner ließ man das Schälen sein. Infolge des ungeheuren Bedarfes an Rohleder für den Kommiss veranlasste die Regierung, den alten Betrieb wiederaufzunehmen. Das Geschäft war lohnend und wurde nach Kräften ausgenützt. Dort war der Freihandel verboten. Die Rinde musste an bestimmte Firmen abgeliefert werden.



Der Massenverbrauch des Leders für Heereszwecke trieb auch rasch die Leder- und Schuhpreise in die Höhe. Da kam die amtliche Aufforderung an die Jugend, doch barfuß zu laufen. Barfuß in die Schule und Kirche zu kommen, das war für viele Kinder ein Vergnügen. Nach und nach bürgerte es sich fast in der ganzen Jugend ein und so blieb es in allen Kriegssommern.

Auch die Holzpreise zogen an, namentlich wegen des großen Bedarfs zum Bau der Unterstände.

Die Lusitania wird torpediert

Am 8. Mai 1915 wurde der mit Geschützen beladene Riesendampfer ‚Lusitania‘ torpediert. Etliche wertvolle amerikanische Leben, die trotz aller Warnung die Fahrt mitmachten, fuhren mit auf den Meeresgrund. Ein fürchterliches Wutgeheul in englischen und amerikanischen Blättern hub an. Dass mit den gesunkenen, von dem neutralen Amerika gelieferten Granaten usw. tausende deutscher Leben ein Ende finden sollten, spricht man nicht. Die Feinde verlangen, Amerika solle uns sofort den Krieg erklären. Deswegen hat man - vom berühmten Angstmeier abgesehen - wenig Kopfzerbrechen.

Mehr Kopfzerbrechen machten die Nachrichten aus Italien. Man kommt immer mehr zur Überzeugung, dass es sich

zu den Feinden schlägt, obwohl Österreich ihn freiwillig Gebietsabtretungen zusichert. Die Hoffnung auf den Einfluss unseres außerordentlichen Gesandten, des Fürsten Bülow, wird immer schwächer. Die Italiener haben in dem Gefühl, Zünglein an der Waage zu spielen, den Weltkrieg durch ihr Eingreifen rasch zur Entscheidung zu bringen und



dadurch reichen Raub machen zu können, allen Verstand verloren. *Sacro egoismo!* Alles andere ist klein neben der italienischen Wendung. Nur unsere Hurratrioten, die selbst ruhig zu Hause bleiben können und für niemand im Feld zu bangen haben, die vermöbeln die ‚Katzelmacher‘ von der Bierbank aus so leicht, dass unsere Bundesbrüder ruhig schlafen können.

Pfingsten, das leibliche Fest, brachte uns mit der nun erfolgreichen Kriegserklärung eisenharte Feiertage, die nicht einmal durch die frischen ‚Weck‘, die es an diesem Tag wieder gab - ausnahmsweise - gemildert wurden. Es brauchte viele Tage, bis der schwere Druck, der auf allen lag, etwas wich, bis man die Gemeinheit des ehemaligen Verbündeten etwas verdaut hatte. ‚Viel Feind - viel Ehr!‘ ist schon recht, nur nicht im Übermaß. Viele begehen den Fehler, die neuen Feinde als ganz minderwertig einzuschätzen, gerade wie vorher die Engländer. Wer aber solche Meinung äußert, wird vom Stammtisch in Acht und Bann getan und als Angsthase verdonnert.

Deutschland selbst war ja der Krieg nicht erklärt. Aber diese Spiegelfechterei der Italiener täuschte keinen. Bei aller Unruhe des Herzens hatte die Gesamtbevölkerung das felsenfeste Vertrauen zu unserer Heeresleitung. Hindenburg und Ludendorff werden auch da nach dem Rechten sehen, sagte auch der einfache Mann.

Jetzt haben unsere Gedanken einen Platz mehr, wohin sie den Truppen folgen können. Zum Westen bei Arras, Lorettohöhe, Ypern - zu Galizien, wo zu unserer Freude Przemysl wieder zurückerobert wurde; zur Türkei kommt nun auch das Land der Feigen und Zitronen. Das

nächste ist eine Karte des neuen Kriegsschauplatzes, an dem es anfangs noch nicht gar heiß herging.

Desto heißer aber war es bei uns. Heu und Klee reiften zu gleicher Zeit und nicht in sehr ergiebiger Weise, aber in doppelter Arbeit. Man sah den Leuten beim Kirchengang am Sonntag die Übermüdung an. An Fronleichnam war wegen umsichtigen Haushaltens mit Futtermitteln das Streuen der Straße mit Futtergras verboten.

Regen fehlte

Und dabei die furchtbare Hitze und infolgedessen Trockenheit. Der Segen der Arbeit verdoppelte sich. Die Kartoffeln kamen nicht vom Fleck. Das Getreide war am Notreifen. Wenn es doch regnen wollte! Noch niemals sind wir so mit unseren Gedanken beiden Saaten da draußen gewesen. Wie soll das werden? Eine Bauersfrau meinte in recht christlicher Anwendung: "Ihr Stadtleut bat, dass regnt! Sust habt ,r im Winter ners zu esse! Mr hömm!" Endlich, zur höchsten, allerhöchsten Zeit trat Ende Juni ergiebiger Regen ein. Alles, aber auch alles schnaufte auf. Das Schicksal der Nichtselbstversorger hing an einem Faden, es hing vom Ernteergebnis ab.

Der Staat aber traf jetzt schon Maßnahmen für die künftige Versorgungszeit. Es fand eine Feststellung der Anbaufläche im Erntejahr 1915 statt. Sie ergab hier:

138.798 Tagwerk Winterweizen, 99.357 Tagwerk Sommerweizen, 262.804 Tagwerk Winterkorn, 22.844 Tagwerk Sommerkorn, 843.764 Tagwerk Gerste, 4.521 Tagwerk Gemenge für Brot, 5.920 Tagwerk Gemenge für Vieh, 315.858 Tagwerk Hafer, 9.822 Tagwerk Gemenge Hafer mit Getreide oder Hülsenfrüchten, 312.196 Tagwerk Kartoffeln.

Mit Rücksicht auf Mangel an Arbeitskräften bei der Ernte wurden bei Anschaffung von Erntemaschinen Zuschüsse seitens des Ministeriums zugesichert. Wenn die Besitzer sich verpflichteten, die Maschinen auch anderen Landwirten zur Verfügung zu stellen. Davon wurde auch hier Gebrauch gemacht.

Kriegsgefangene wurden zur Arbeit herangezogen



Um den Ausfall an männlichen Arbeitskräften einigermaßen zu ersetzen, wurden Kriegsgefangene zur Verfügung gestellt. Während einige Nachbargemeinden sich diese Hilfe schon bald zunutze machten, ging man hier etwas zögernd vor. Doch die Not zwang. Am 27. Juli 1925 erschienen die ersten Franzosen mit Sack und Pack vom Gefangenenlager Hammelburg. Dass namentlich die holde Weiblichkeit Maul und

Nase öffnete, lässt sich denken. Die Jugend war in ihrem Fahrwasser. Besonders die Alpenjäger mit ihren Tellermützen wurden angestaunt. Die Gemeinde war für ordnungsgemäße Unterkunft, Verpflegung und Bewachung verantwortlich. Die Gesamtheit der Arbeitgeber hatte für Miete des Unterkunftsraumes (ein Anwesen der Molkerei Schipper), für Beheizung und Beleuchtung und Verköstigung der Wachleute (anfangs zwei, später ein Landsturmmann) zu sorgen. Jeder Gefangene erhielt neben der Kost täglich drei Pfennige

vom Arbeitgeber. Dieser bekam aber für jeden Gefangenen einen Verpflegungszuschuss seitens des Militärs von täglich 60 Pfennigen, das auch für Bekleidung und ärztliche Hilfe zu sorgen hatte. Den Arbeitgebern wurde dringend empfohlen, durch kleine Geldzuwendungen (unter keinen Umständen Alkohol) die Arbeitsfreudigkeit zu heben. Geschah auch meistens. Manche Gefangene waren reichlich mit Geld versehen, bekamen aber von ihren heimatlichen Sendungen nur jeweils Beträge in der Höhe bis zu zehn Mark auf einmal ausbezahlt. Man munkelte anfangs, dass manche Gefangene, die die aufgetragene Arbeit nicht verrichten konnten, ihren Arbeitgebern noch Geld gaben, damit sie hierbleiben durften. Gewerbliche Betriebe zahlten höhere Sätze wie die Landwirtschaft. Einige Gefangene waren mit Genehmigung bei ihren Arbeitgebern untergebracht. Dies geschah, weil sie schon sehr früh mit der Arbeit begannen.

Die Gefangenen sollten von den Wachleuten oder durch von der Gemeinde gestellte Hilfsmannschaften zur Arbeitsstelle gebracht und abends wieder abgeholt werden. Auch bei der Arbeitsstelle sollte ständig Aufsicht sein. Natürlich ließ sich das hier nicht durchführen. Sonst hätte man so viele Wachleute wie Gefangene benötigt. Anfänglich holten die Arbeitgeber oder ihre Kinder die Gefangenen ab. Bald aber gingen diese allein und als sie



die Felder kannten, unterschieden sie sich wenig von den Knechten; denn bald trugen sie an den Werktagen bürgerliche Kleidung, die nur durch ein braunes Abzeichen („Armbinde, Hosenstreifen, Rückenstreifen) auffiel. Höchstens trat das Käppi hinzu. Aber am Sonntag zeigten sie sich im Stolz der roten Hosen. Später trugen sie vielfach die neuen französischen grünblauen, ganz kleidsamen Felduniformen auf.

Der Verkehr mit Kriegsgefangenen war verboten

Verboten war der Verkehr mit Kriegsgefangenen. Familienangehörigen war er nur insoweit gestattet, als die Arbeit es nötig machte. Verboten war die Vermittlung des Verkehrs mit oder unter Kriegsgefangenen, Zubringen oder Besorgen von Gegenständen irgendwelcher Art und das Betreten der Unterkunftsstätte. Auf Zuwiderhandlung stand Gefängnis bis zu einem Jahr.

In der ersten Zeit hielt allabendlich der Bürgermeister vor seiner Wohnung Appell über die Gefangenen und verteilte die eingelaufenen Pakete. War eine großartige Sache. Doch alsbald verlegte man den Appell in das Rathaus. So nach und nach verringerte sich die Zahl der Appelle auf wöchentlich zwei, dann einen und im zweiten Jahr unterblieb das erhebende militärische Schauspiel ganz. War auch nicht nötig; denn die zwei Landsturmeute waren für ihre Kücklein verantwortlich.

Einige der Gefangenen waren sehr religiös. Sie sorgten in liebevoller Weise dafür, dass das Sakrament der Taufe gespendet werden konnte. Ihren Kirchgang hielten sie regelmäßig.

Manche Gefangene hatten sich in der angenehmen Aussicht, aus dem Lager Hammelburg zu kommen, für bestimmte Geschäfte gemeldet, ohne einen blauen Schimmer zu haben. Ein Gefangener musste deshalb bald zurück; ein anderer in einem anderen Betrieb verwendet werden. Die Feldarbeit waren fast alle nicht gewohnt und taten sich infolgedessen anfangs sehr schwer. Doch konnte ihren guten Willen nicht abgesprochen werden. Mit der Zeit ging es schon.

Bald kam man mit den französischen Kriegsgefangenen klar

Manchen Gefangenen behagte die Kost nicht. Es gab Leute, die meinten, dass ihnen das nicht zu verdenken sei. Doch das behob sich. Ebenso wurde die Schwierigkeit der Verständigung bald überwunden. Die Zeichensprache, d.h. das Vormachen genügte und mit der Zeit verstanden sie auch das nötige Deutsch. Unsere Kinder natürlich schnappten viele französische Brocken auf und konnten viele bald ‚auf französisch‘ auf die Kirchweih einladen. Das Benehmen der Gefangenen war durch die Bank anständig. Auch die Bevölkerung hatte sich sehr rasch an die Gäste gewöhnt. Da gab es keine Gaffer mehr und die Gefangenen konnten ohne Belästigung ihrer Arbeit nachgehen. Von einer Bewachung keine Spur! Anfänglich gingen sie auf Aufforderung sonntäglich in die Kirche. Doch war das sehr bald vorüber. In ihrer Heimat taten sie das auch nicht. An Sonntagen vergnügten sie sich auf ihrem Altan vor dem Unterkunftsraum mit der Reinigung ihrer Wäsche, unter Gesang, mit und ohne Gitarre, der übrigens gut anzuhören war. Es gab auch Stimmen darunter.

Hauptsächlich rauchten aber sie Zigaretten, eine Beschäftigung, die sie vom Aufstehen bis zum Schlafen gehen trieben: Franzosen ohne Zigaretten gibt es nicht! Das Rauchzeug bekamen sie in reichstem Maße von zu Hause geschickt. Ihre Angehörigen in der fernen Heimat gedachten ihrer in treuer Liebe. Was für ungeheure Pakete mussten die Wachleute an der Post abholen! Lebensmittel aller Art, namentlich Weißbrot und Zwieback in unheimlichen Mengen, dass sie es hier gar nicht verwerten konnten. Denn Hunger litt bei uns keiner. Aber ihre Angehörigen waren davon überzeugt. Sie nahmen wohl den Maßstab an der schändlichen Behandlung unserer armen Gefangenen in Frankreich und glaubten sicher den Lügenberichten über unsere Ernährungslage in ihrer Presse. Mit Kakao, Schokolade, Seife lernten die Gefangenen handeln; das war später auch verboten.

An Sonntagen kochten die kriegsgefangenen Franzosen französische Küche in der ‚Barack‘. Fleisch bekamen sie auch so hinten herum; denn an Geld fehlte es ihnen nicht und das Verbot der Vermittlung von Esswaren wurde nicht gehalten. Unsere Weiblichkeit ist nicht so. Gefangene kamen sogar in Privathäuser zum Kaffeekranz mit Musik zusammen. Eine alte



Spinatwachtel erteilte sogar heimlich deutschen Unterricht, dazu eine Frau, die Söhne an der Front hatte. Ja, die deutsche Weiblichkeit! Deutsche Frauen - deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang! Wir haben leider eine böse Auslegung dieses Satzes erlebt.

Während sich die ledige Weiblichkeit ihrer Würde fast ausnahmslos bewusst war, ist das von verheirateten Frauen und gerade von einigen Weibsbildern, deren Männer an der Front standen, zu ihrer Schande nicht zu sagen. Aus der Umgegend mussten solche würdelosen Weiber wegen sträflichem Umgangs mit Gefangenen vor das Gericht. Später erlebten wir die Schande auch hier. Die Frau des im Felde stehenden Büttners und Bauern Seger von hier wurde zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt. Der betrogene Ehegatte nahm das kleine Französlein wohl an Kindesstatt an. In einem weiteren Fall wollte die Betreffende von dem bekannten großen Unbekannten überwältigt worden sein. Glauben tat's hier niemand. Und der Ehemann erkannte das Kind auch nicht an. Die Kriegersfrau, die gleichfalls einen Franzosen als Galan hatte, gab zu, dass dieser der Attentäter sei. Die eheliche Untreue stand fest und die Entrüstung der Gemeinde und des Ehemanns war begreiflich. Ja ja, die Verständigung ging leider so weit, dass der Taufstein abgedeckt werden musste.

Es ist nichts
Angenehmes, so etwas
für die Nachwelt
festzuhalten. Wer aber
als Kriegersfrau die
eheliche Treue so
schamlos verletzt, hat
kein Recht auf Schonung.
Ohne diese
Schandflecken war aber
das Bild, das sich die
späteren Geschlechter
von unserer schweren
Welt machen sollen, nicht ganz genau.



Die Gefangenen kamen und mit ihnen wieder ein erster August. Der ganze Tag ist der Erinnerung geweiht, wie er vor einem Jahr war und wie vieles anders geworden ist als wir es damals dachten. Wer ist nicht alles gestorben und verwundet! Welche Hoffnungen und Zweifel! Belgien, die Schlacht an der Marne, der Schützengrabenkrieg, die wechselvollen Ereignisse in Polen, Galizien, Flandern, Karpaten, die Kämpfe zur See, Italiens Verrat, Rumäniens fragwürdige Haltung, die übrigen Balkanrätsel, die Dardanellen, die Ernährungsfrage! Was haben wir erlebt? Was steht uns noch bevor?

Murren und Klagen bei den Arnsteinern

Und dabei kommen wir aus unseren alten Gewohnheiten nicht heraus, lesen, nachdem sich die erste Aufregung allmählich gelegt hat, ruhig weiter, politisieren, kritisieren und schweigen in Vaterlandsliebe und schimpfen. Gar viele sind innerlich nicht mitgekommen. Sie können die kleinen Entbehrungen zu Hause nicht ertragen. Sie murren und klagen, weil die Verhältnisse nicht mehr gestatten, dass jeder nach Belieben schalten und walten kann. Das trifft auf viele Bauersleute, die sich in die einengenden und für sie doch geldklangreichen

Vorschriften nicht fügen wollen. Ein Kriegsberichterstatter hatte Recht, wenn er schreibt, man solle eigene Eisenbahnzüge voll solcher Nörgler an die Front schicken und acht Tage das Los der dortigen Bevölkerung teilen lassen, dann würden sie Gott auf den Knien danken, dass der Krieg von ihrer Scholle ferngehalten wurde. Besonders heilsam wäre die Kur für eine dahier gewesen, die beim Einrücken der Russen in Ostpreußen sagte: "Vo mir aus ka der Russ gekomm; mei paar Äcker stahle se net."

Auch manche unvernünftige Frau, manche engstirnigen Eltern hatten wir hier, die in ihren Briefen an die Front nichts als klagten und an dem vor dem Feind stehenden Mann oder Sohn nach eigener Aussage das Herz doppelt schwermachten, statt ihnen, die so der Lasten genug hatten, noch unnötige Sorgen aufbürdeten.

In unnötige Angst gerieten am 6. Juni 1915 auch zahlreiche Arnsteiner und Heugrumbacher, die an zwei Flugzeugen, die morgens über unsere Heimat zogen, deutlich die feindlichen Ringe erkannt haben wollen. In Heugrumbach sollen schon viele Hände nach der Kellertür gelangt haben. Dieweil waren es zwei deutsche Flieger von Hammelburg her. Angst und Aufregung lassen alles Mögliche sehen und vermuten. So wollten Leute schon im Frühjahr



beobachtet haben, dass von einem feindlichen Luftschiff Bomben abgeworfen worden seien. Sie ließen sich nicht dahin bekehren, dass der Zeppelin, der in der Nacht sich mehr auskannte, einige Leuchtkugeln zum Zurechtfinden fallen ließ. Ja, über England fielen Bomben wie Heuschreckenschwärme herab. Bravo! In Polen fiel Warschau! Hurra! Fahnen heraus!

Bei Bauersleuten ist das Klagen wegen Überlastung Arbeit immer noch zu begreifen oder zu entschuldigen. Vielen anderen Frauen jedoch kann diese mildere Auffassung nicht zugebilligt werden; denn von Nahrungssorgen - stets einfache Verhältnisse vorausgesetzt, wie sie vor dem Krieg gegeben waren - konnte nicht geredet werden, weil der Staat

Die Ernte 2015 war gut

Der August gab gute Ernte. Die Weichselfestungen wie die Halme unter der Hand der Schnitter. Da war wieder Zug in der Sache und Begeisterung in unserem Herzen. Denn auch die Italiener rannten sich ihre Schädel am Isonz (Anm.: Grenzfluss zwischen Italien und Slowenien) ein. Im Westen stand eisern unsere Mauer und allgemein war man überzeugt, dass es nun auch bald den Mordboden in Serbien an den Kragen gehen würde. Da ist es kein Wunder, dass auch die dritte Kriegsleihe freudige Zeichner findet. Über 12 Milliarden! Man sieht, dass das Vertrauen in unseren Sieg nicht wankt, trotz aller Misshelligkeiten. Unbequemlichkeiten, Einschränkungen, die einmal ein Krieg mit sich bringt.

Trotz Leutemangel kommt die Ernte flott in die Scheune. Allerdings schnalzen die Löhne wie Pilze in die Höhe. Denn nach den vielfach unangenehmen Erfahrungen bei der Ernte 1914 ist freiwillige Hilfe rar. 1915 musste ein Morgen zu schneiden mit sechs Mark und einer Maß Bier bezahlt werden. Nun, der Bauer kann zahlen und zahlt und ist froh, wenn er nur Hilfe bekommt.

Der Roggen fiel mittel, der Weizen gut, der Hafer dagegen weniger befriedigend aus. Sofort trat die Reichsgetreidestelle in Tätigkeit, um jeden im Lande dazu dem Heer sein tägliches Brot zu sichern.

Die Ernte wurde vom Kommunalverband vereinnahmt

Die gesamte Getreideernte war vom Boden zugunsten des Kommunalverbandes beschlagnahmt. Der Aufkauf des Brotgetreides und der Gerste im Bezirk Karlstadt war nur dem Lagerhaus Würzburg der bayerischen Darlehenskasse als Kommissionär gestattet. Dieser Kommissionär stellte wieder Unterkommissionäre auf, welche die festgesetzten Lagerhäuser verwalteten und Ankauf wie Ablieferung betätigten. In Arnstein hatten wir das Lagerhaus Joseph Pfaff, in welches die Gemeinden Arnstein, Altbessingen, Burghausen, Neubessingen, Schwebenried, Schwemmelsbach und Wülfershausen und das Lagerhaus Fritz Eck in Würzburg - versehen durch den Inhaber des Lagerhauses Andreas Popp, dem die Gemeinden Büchold, Gauaschach, Heugrumbach, Kaisten und Rütschenhausen zugewiesen waren. Die Preise betragen für ein Zentner Roggen 11,50 M, Weizen 13,50 M, Gerste 15 M. Die Hälfte seiner Gerste durfte der Erzeuger für sich behalten, um dem Verfüttern von Brotgetreide zu begegnen.

Verkaufen konnte er von dieser Hälfte nur an Bezugsscheinberechtigte (Bierbrauer, Graupenfabrikanten). Diese Vorschrift wurde meist glatt übertreten; denn da die Gerste höher im Preis stand, verkauften viele Bauern die Gerste und verfütterten das billigere Brotgetreide. Eine natürliche, aber sehr traurige Folge der hohen Gerstenpreise war die Verteuerung des Bieres. Ein Glas kostete ab 15. Dezember 1915 nun 17 Pfennige statt 15 Pfennige bisher.

Bis 1. Januar 1916 waren im Lagerhaus Pfaff 20.000 Zentner Weizen und 1.500 Zentner Roggen abgeliefert, von der Stadt Arnstein allein 865 Zentner Weizen und 298 Zentner Roggen. An Hafer, der 15 Mark der Zentner kostete, fielen 1.318 Zentner an, darunter 286 Zentner von hier. Jeder Pferdebesitzer durfte täglich nur drei Pfund Hafer an ein Pferd verfüttern. Dürfen und tun sind aber zweierlei Stiefel!



Brotmarken wurden ausgegeben

Bezüglich der Zuteilung von Mehl und Brot traten gegen die bisherigen Bestimmungen einige Änderungen ein. Selbstversorger dürfen auf den Kopf im Monat zehn Kilogramm Brotgetreide (früher neun Kilogramm) verwenden. Ein Kilogramm Getreide entspricht 750 Gramm Mehl. Statt der Mehlkarte wird nun seitens des Bezirksamtes ein Mehlbogen und zwar für zwei Monate (bisher einen Monat) ausgestellt. Dass sich nicht alle Müller an die Vorschriften hielten und auch ohne Mehlscheine mahlten, wusste jeder Mensch und auch die lieben Zunftgenossen, denn sie führten Beschwerde wegen unlauteren Wettbewerbs.

Nichtselbstversorger erhielten die Brot- und Mehlkarte mit abtrennbaren Abschnitten (Brot- und Mehlmarken). Jede Haushaltung erhielt monatlich eine große oder Stammkarte mit Marken zu fünfzig Gramm Roggenbrot oder vierzig Gramm Weizenbrot oder vierzig Gramm Mehl. Jedes weitere Familienmitglied bekam eine Zusatzkarte. Mehlhändler, Bäcker und Gastwirte trennten beim Einkauf die entsprechenden Marken ab, sammelten sie und lieferten sie wieder an die Gemeinde zurück, worauf sie wieder entsprechend Mehl zugewiesen erhielten.

Die Brotmarken des Bezirkes Karlstadt galten auch im Verkehr mit Würzburg Stadt und Land und Ochsenfurt. Wer in andere Kommunalgebiete verreisen wollte, musste beim Magistrat die entsprechende Anzahl Landesbrotmarken gegen Kommunalmarken eintauschen. Später kam auch die deutsche Reisebrotmarke mit Abschnitten zu je vierzig Gramm Brot. Um den

Löwen Brothunger nicht zu reizen, durften in Wirtschaften Brot und Backwaren nicht mehr auf den Tisch gestellt werden. Ebenso war das Hausieren mit Brot und Backwaren verboten.



Weizengries verschwand von der Bildfläche. Für Kinder und Kranke wurden dem Kommunalverband monatlich neun Zentner zugewiesen, das Pfund zu 45 Pfennige.

Und wie herrlich schmeckten doch früher die Kartoffelklöße, wenn sie einen Grieszusatz hatten! Nun, wir hatten wenigstens genug ‚Grumbirn‘.

Damit aber auch die Städter solche erhielten war bestimmt, dass jeder Kartoffelerzeuger bis 29. Februar 1916 dem Kommunalverband zehn Prozent seiner Ernte zur Verfügung stellen musste und zwar den Zentner zu 3,05 Mark. Doch schon nach vierzehn Tagen durften die Erzeuger bei Lieferung ins Haus 3,75 Mark verlangen. Das war eine Anordnung, die sich bitter rächte, denn nun hielt alles mit Kartoffeln zurück, in der sicheren Annahme, dass die Preise noch höher steigen würden. Um den Preis von 3,75 Mark für den Zentner bekam man seinen Bedarf nicht einmal bei seinem Bruder, geschweige von einem Fremden. Wer nicht den verlangten, unverfrorenen Preis blechte, bekam nichts. Denn die Ankäufer gaben, was

die Bauern verlangten und schafften die Kartoffeln fort. Die amtlich aufgestellten Aufkäufer konnten ihre leeren Säcke spazieren fahren. Die Städter zeteren und jammerten und hungerten, so dass die schärften Strafandrohungen kamen und die Ausfuhr aus dem Bezirk von einer amtlichen Genehmigung abhängig gemacht wurde. Umsonst! Der Bauer sagte sich:

Bekanntmachung.
Infolge andauernder Preissteigerung der Milchlähe und der enorm hohen Futterpreise sind die Landwirte von hier dazu gezwungen die Milch ab 1. März den Liter auf 25 Pfennig zu erhöhen.
Arnstein, den 26. Februar 1916.
Die vereinigten Milchproduzenten.

Angedroht ist schon gar viel worden, bis zur Strafeinschreitung ist noch Zeit genug und kommt sie, dann findet sich auch wieder ein Hintertürchen. Wir lassen halt ein bisschen ‚tröpfeln‘ und warten mit dem Regen, bis die Preise gestiegen sind. Hülsenfrüchte waren ebenfalls dem freien Verkehr entzogen. 45 Pfennige kosteten sie heute gegen 24 Pfennige im Jahr 1914.

Stroh durfte nur der Heeresverwaltung oder der Bezugsvereinigung deutscher Landwirte angeboten werden. Der Preis betrug im Dezember 1915 drei bis 3,15 Mark pro Zentner. Im Januar 1915 war er für 2,75 bis drei Mark und im Februar 2,50 bis 2,75 Mark angeboten worden. Der Höchstpreis für Heu (lose und gepresst) betrug im Frühjahr 1916 vier Mark.

Ankauf und Aufkauf von Geflügel bedurfte der Genehmigung

Der Ankauf und Aufkauf von Vieh und Geflügel ohne Genehmigung war verboten. Im September wurden die Viehbestände stark gelichtet. Da sahen wir ganze Herden Magervieh zur Bahn treiben. Sie kamen nach Belgien auf die Weide, um im Winter für das Feldheer geschlachtet zu werden. Bei der Futterknappheit wurde fleißig angeboten. Die Viehställe zeigten allenthalben Lücken an schlachtreifen Tieren. Und zwar auch deshalb, weil fast während des ganzen Jahres hier und in der Umgegend Maul- und Klauenseuche herrschte, weshalb auch die Schweinemärkte oft unterbleiben mussten. Im Januar 1916 kosteten die Saugschweine zwanzig bis 45 Mark, im Juli vierzig bis sechzig Mark, im Dezember Ferkel unter vier Wochen vierzig bis fünfundvierzig Mark, über vier Wochen fünf bis hundert Mark, Läufer einhundert bis einhundertvierzig Mark. Da viele Jungtiere geschlachtet wurden, stand Fleischnot in Aussicht. Darum kam eine Einschränkung des Fleisch- und Fettverbrauchs. Ab 28. Oktober 1915 durften an Diensttagen und Freitagen Fleisch und Fleischwaren und Speisen, die auch nur teilweise Fleisch enthielten, nicht verkauft werden. Montags und donnerstags gab es in den Wirtschaften nur Fleischspeisen, zu deren Herstellung kein Fett verwendet wurde. Es gab jetzt also fleisch- und fettlose Tage.

Rind- und Kalbfleisch kostete schon im Oktober 1915 eine Mark zehn, Schweinefleisch eine Mark vierzig, Nierenfett eine Mark zwanzig und Schweinefett (unter der Hand) eine Mark neunzig, weißer Schwartenmagen eine Mark fünfzig, roter eine Mark dreißig. Der Höchstpreis für feinste Tafelbutter betrug 1,95 Mark, für Landbutter eine Mark fünfzig, für Schmalz eine Mark neunzig. Aber für eine Mark fünfzig gab keine Bauersfrau ihre Butter ab und wollte sie, so scherten ihr die lieben Mitschwestern, in Sonderheit ihre Wortführerin - wie es sie in jeder Vorstadt gab - die Haare auf einen Millimeter. Und von auswärts? Da kam

kein Lot herein. Dagegen gab es trotz aller Verbote heimliche und unheimliche Aufkäufer, welche die fränkische Butter dem Rheinland zusandten.

Enorme Preissteigerungen

Ein Liter Milch kostete zwanzig Pfennige. Vollmilch und Sahne durften weder von Bäckern und Konditoren verwendet werden, noch in Schankstätten verabreicht werden. Käse kostete ein Pfund Emmentaler 1,50 bis 1,60 Mark, Limburger mit 15 % Fett achtzig Pfennige, mit 40 % Fett 1,10 Mark. Eier waren unter fünfzehn Pfennige nicht zu haben.

Zu weiterem Beweis, dass die wichtigsten Lebensbedürfnisse rasch im Preis stiegen, seien nur einige aufgeführt: Stand vom Jahresende 1915. Die eingeklammerten Zahlen sind der Friedenspreis: Reis 80 Pf. (24), Suppengerste 70 Pf. (25), Sago 70 Pf. (30), Kaffee 2,20 bis

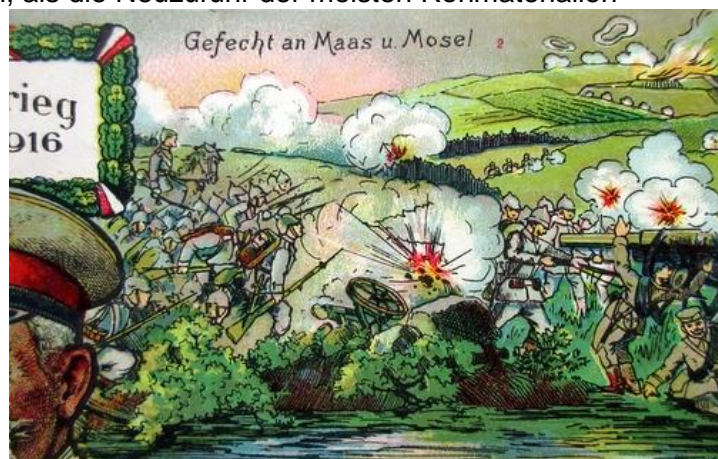


2,60 M (1,20), Petroleum 32 Pf. (22), Zündhölzer 40 Pf. (25-30), ein Paket Lichter 1 - 1,50 M (30 Pf.), Tee 6 M (4 M), Kakao 8 M (4 M), Schokolade 1,80 M (90 Pf.), Pfeffer 2 M (1,20 M), Seife 87 Pf. (34), 1 Rolle Nähfaden 30 Pf. (18), 1 Pfund Sohlleder 6 - 7 M (1,80 - 2 M).

Beschlagnahmungen

von Naturalien

Die Teuerung war da und zwar ganz ansehnlich. Alles sagte: Was soll daraus noch werden? O, das sahen wir noch. Denn glaubte man damals, höher könne es nicht gut gehen, sonst ist alles hin, so wurde uns allmählich beigebracht, dass die Preisleiter noch viele, ach sehr sehr viele Sprossen angesetzt bekam. Jeder lange Krieg hat eine Teuerung zur Folge und der jetzige musste sie umso mehr bringen, als die Neuzufuhr der meisten Rohmaterialien abgeschnitten war. Da hieß es, alle vorhandenen Vorräte und alles, was Deutschland erzeugte, für die Allgemeinheit erfassen. Es wurde flott beschlagnahmt. Mit dem Getreide fing es an. Bald folgten Baumwolle, die gesamte Schafschur, Militärtücher, Häute, Loden, Gummi, Kautschuk, Metalle usw.



Waren bisher nur die Vorräte an Kupfer, Messing, Nickel usw. beschlagnahmt, so wurden diese Maßnahmen nun auf alle Haus- und Küchengeräte aus diesen genannten Metallen ausgedehnt. Bis 18. Oktober war

die Ablieferung freiwillig. Dann folgte Nachhilfe. Da wurde manches Kupfergeschirr in des Hauses dunkelster Ecke verräumt. Die Ablieferung ging jedoch zur Zufriedenheit vor sich. Dahier war Sammelstelle. Es kamen Waschschüsseln, Brennapparate und zerknüllte Häfen waggonweise an. Auch von hier wurde viel zur Stelle gebracht. Ein Mann kann aber heute noch seine Messingpfanne nicht verschmerzen, in der die Kümmerli so schön grün wurden. Was für Erinnerungen nahm der alte Waschkessel mit sich, in dem schon die Großmutter die Wäsche und der Großvater die Würscht gegretelt hatte! Alles war nun zu Höherem bestimmt, zur Reise an die Front, namentlich in Form von Granaten, Zündern und Geschoßhülsen. Unser Segen begleitete sie und der heiße Wunsch, dass sie glatt und sicher in einem englischen Schützengraben landen möchten.

Als Ersatz für die abgelieferten Kupferkessel wurden alsbald Mengen von Eisenkessel auf den Markt geworfen. Gar nicht selten wird bei den Grüßen hinüber Kupfer sein, das von drüben ‚herübergegrüßt‘ worden war. Die meisten Urlauber brachten nämlich kupferne Führungsringe von Artilleriegeschossen in die Heimat, um sie zu Armbänder und ähnlichen Erinnerungszeichen umarbeiten zu lassen. Das war streng verboten, geschah aber allenthalben. Auch andere Dinge, namentlich Waffen gesellten sich dazu. Das war natürlich und deshalb begreiflich. Aber auch Beutestücke aus feindlichen Haushaltungen, Wäsche, Kleiderstoffe, Decken sollen sich hierher verirrt haben, ohne dass eine Rechnung dabei gelegen war. Das war unbegreiflich und Schande für Geber und Nehmer.

Keine Schnuller für die Säuglinge

Auch die Säuglinge erlebten unbewusst die Not des Krieges. Nicht nur, dass sie unter Milchknappheit litten, sie mussten auch den Gummimangel verspüren. Ihr Zeitvertreib, ein echter Gummischnuller, war nicht mehr zu haben. Und der Schnuller auf der Milchflasche? Anfangs gab es noch einen Ersatz zu 35 Pfennigen in der Apotheke. Später griff man in der Not zur alten Nahrungspumpe, zum Fleckschnuller.

Kautschuk und Gummi brauchte nämlich das Heer für seine Kraftwagen. In der Heimat waren die Autos brachgelegt. Nur Ärzte durften die ihren und auch nur für Krankenbesuche verwenden. Wir waren über diese Maßnahmen gar nicht böse; denn nun wurde es auch auf der Landstraße wieder gemütlicher. Nur wunderte und ärgerte man sich, dass der Geldsack auch bei uns Ausnahmen zuließ. Denn der Besitzer von Ebenrod durfte seelenruhig sein Auto zu Vergnügungszwecken verwenden, was sogar dem Radfahrer verboten war. Aber man kümmerte sich laut Augenschein wenig um dieses Verbot. Am 4. Dezember 1915 stellte auch der Postbus seine Fahrten nach Würzburg ein und begab sich an die Front, um Verwundeten zu dienen.



Auch im Oktober 2015 noch Einberufungen



Den Weg zur Front wanderten auch noch etliche von hier, die sich das nicht träumen ließen, die den Ausmarsch ihrer Altersgenossen im Gefühl der eigenen Sicherheit sahen und sich sagten: „Mei Haut kriegt kei Loch!“ Aber die Rechnung war falsch. Am 18. und 19. Oktober 1915 wurden alle früher für

untauglich erklärten Wehrpflichtigen bei der sogenannten Reichsmusterung nochmals gemustert und wie die Volksmeinung sagte ‚Mit Recht‘. Denn mancher, der als blutjunges Bürschlein schwächling war, hatte sich inzwischen zu einem kerngesunden Menschen entwickelt. Da hieß es: Rein in den Salon, genannt Schützengraben.

Den Weg zur Front fand auch so mancher hiesige Nussbaum von der Gramschatzer Straße, allerdings nur beschlagnahmt in Form von Gewehrschäften.

Immer wieder viele Liebesgaben an die Front

Eine weite Reise traten auch noch viele Kleidungsstücke an, die infolge eines Aufrufes abgeschickt wurden. Es galt, den notleidenden Brüdern im verwüsteten Ostpreußen zu helfen. Fuhrenweise kamen die Liebesgaben an. Aber oft welche Sorte! Der Schmutz, dazu teilweise die reinste Lumpensammlung. Aber auch viele gute Stücke, die noch lange Dienst gemacht hätten und hätte man geahnt, was uns 1917 und 1918 bringen würde, so wäre die Sammlung bei weitem nicht so reichlich ausgefallen.

Also an Gesprächsstoff in den Herbstmonaten fehlte es nicht. Dazu konnte man sich in den Pausen vom 30. September bis 15. November an Apfelkuchen erholen, der der reichen Obsternte wegen ausnahmsweise erlaubt war.

Den Mund fand man auch im Finstern. Denn die Beleuchtungsnot erlebte nun eine neue Auflage und die die Unzweideutigkeit der anerkennenden Worte für die fortgeschwommene elektrische Beleuchtung wiederholte sich. Landwirtschaftliche Betriebe erhielten ab und zu einen Liter Petroleum, um während der Fütterungszeit morgens und abends einigermaßen Beleuchtung zu haben. Da wurde gelobt; aber noch mehr wurde geschimpft über die eigentümliche Verteilung. Alle wurden hier über einen Kamm geschoren, ob er ein mageres Geißlein oder einen Stall voll Großvieh hatte.

Wer Geld und gute Verbindungen hatte, konnte sich auch hintenherum von auswärts zu teurem Preis Petroleum verschaffen. Desgleichen Bauersleuten in einigen Geschäften, wenn sie Butter brachten. Wer solche nicht anzubieten hatte, konnte im Dunkeln Trübsal blasen. Wenn er sich nicht eine Karbidlampe kaufte, für die allerdings in Bälde auch das Karbid fehlte.

Stammtische hatten Hochbetrieb

Die restlichen Männer konnten sich aus der dunklen Patsche helfen. Sie gingen in die Wirtshäuser, die alle eigene Lichtquellen besaßen. Da konnte man politisieren, räschieren, kritisieren und gemeinsam unseren tapferen Truppen draußen auf der Landkarte nachlaufen. Man freute sich, dass wir endlich auch einmal einen Bundesbruder in dem tapferen Bulgaren erhielten, der im Verein mit uns und Österreich-Ungarn endlich einmal die serbische Mörderbande in wenigen Wochen aus allen Schlupfwinkeln vertrieb und das ganze Land besetzte. Mit Stolz stellte man fest, dass auch Arnsteiner Söhne an dem kurzen, aber äußerst anstrengendem Gebirgskrieg teilnahmen. Allgemein lebte die Hoffnung auf baldigen Frieden auf. Man sagte sich: „Wo der Krieg seinen Anfang genommen, findet er auch sein Ende. Im Frühjahr wird sicher Schluss. Das war der letzte Winterfeldzug.“

Gerne und dankbaren Herzens wanderten die Liebesgabenpakete an Angehörige und Freunde und Bekannte, wenn auch leider nicht alle in die gewünschten Hände kamen. Denn leider gab es bei Post und Eisenbahn Spitzbuben, die sich ein Gewerbe daraus machten, die Feldpostpakete zu klauen. Einen solchen Tagedieb hatten wir auch hier. Der Postillon Weiß, der zwischen Arnstein und Greßthal fuhr, trieb lange Zeit das verachtenswerte Gewerbe: Sechs Monate Gefängnis waren sein Lohn.



Feldweihnacht 1915

So feierten wir denn die zweite Kriegsweihnacht; in ernsten Gedanken an diejenigen, die draußen um des Friedens willen keine hatten, kämpften und starben. Da wollte sich keine helle Weihnachtsstimmung ausbreiten. Was bringt uns das neue Jahr? Der Christbaum strahlte auch nicht mehr so helle. Dafür sorgte der Kerzenmangel. Man war froh, wenn man ein Kerzenstümpchen anzünden konnte. Silvester 1915/16: Was birgt das kommende Jahr in seinem Schoß?

Der Krieg zog weiter seine blutigen Furchen auf den Schlachtfeldern Europas. Der Januar 1916 brachte für uns erfreuliche Botschaften. Am 9. Januar räumten die Engländer Gallipoli (Anmerkung: Türkische Halbinsel im Westen der Türkei). Ihr heftiges Bemühen, durch die Dardanellen auf Konstantinopel vorzustoßen, war misslungen. Und am 13. Januar streckte Montenegro bedingungslos die Waffen. Im Februar begannen die deutschen Angriffe auf Verdun, der Hölle, wie unsere Feldgrauen den Hexenkessel nannten, die Todesmühle, wie die Franzosen sich ausdrückten. Hunderttausende von Opfern forderte auf beiden Seiten diese Festung. Die Erstürmung des Forts Doumont (Anmerkung: Größtes und stärkstes Fort der französischen Festung Verdun) lockte wieder einmal die Siegesfahnen in die strahlende Wintersonne und die Schuljungen, die schulfrei hatten, in den Winterschnee auf die Schlittenbahn.



Keine Nahrungssorgen im Frühjahr 1916



Und in der Heimat wurde tapfer gegen die Sorge der Ernährung angekämpft. Es war ein Kampf gegen die sich immer neu auftürmenden Schwierigkeiten der Lebensmittelerzeugung. Im ersten Jahr hatten wir noch keine Nahrungssorgen. Es blieb reichlich Zeit, für die Opfer des Krieges zu sorgen, soweit die Maßnahmen des Staates ergänzungsbedürftig erschienen. Die deutsche Wohltätigkeit blühte empor und wir können mit Genugtuung feststellen, dass die Länge des Krieges ihr keinen Abbruch tat. Als aber die englische Aushungerungstaktik zu immer schärferen Maßnahmen führte, trat an uns gebieterisch die Notwendigkeit heran, nicht von der Hand in den Mund zu leben, sondern

als kluger Hausverwalter an die Zukunft zu denken, die Herr Asquith (Anmerkung: Herbert Henry Asquith, Earl of Oxford an Asquith war der englische Premierminister von 1908 bis 1916) so



gerne heraufbeschwören wollte. Nämlich, wo wir den letzten Liter Milch und das letzte Stückchen Brot vertilgt haben werden... Und so wurden die Daheimgebliebenen ebenfalls in Reih und Glied gestellt und anstatt der Soldbücher und der Erkennungsmarke wie der Soldat erhielten die deutschen Bürger Brot-, Fleisch-, Zucker- usw. Marken. Ganz Deutschland ward in die Uniform gleichmäßiger Nahrungsmittelverteilung gesteckt und wenn auch die ungewohnte Tracht am Anfang etwas ungewohnt saß; allmählich gewöhnte man sich daran und der Deutsche lernte an seinem eigenen Leibe, dass der Krieg nicht in den Schützengräben ausgefochten und gewonnen, sondern auch in Küche und Keller daheim weitergeführt wird. Und so können wir nicht umhin, der großen Masse unseres Volkes hohe Anerkennung zu sagen für die Geduld und riesige Fassung, mit der sie manche harte Prüfung entgegennahm, sich Maßregeln willig unterwarf, unbequemen, die mit allen Überlieferungen völlig aufräumten. Freilich sprießte auf den fruchtbaren Äckern deutschen nationalen Sinnes auch die Wucherblume an einzelnen Stellen empor. Aber Unkraut misch sich auch unter den besten Weizen und so er nicht überhandnimmt, wird die Ernte doch gut.

Also, zuerst mussten unter allen Umständen die Bedürfnisse des Feldheeres befriedigt werden. Für das Heimatheer hieß die Parole: Einschränkungen auf das Notwendigste,

engerziehen des Leibgurtes. Die vierte Bitte des Vaterunsers wurde mit mehr Andacht gebetet; denn die vielfach verbreitete Meinung, die Getreidevorräte seien überreichlich, war irrig.

Ab 1. Februar 1916 musste auch alles Hintergetreide, d.h. alle zerschlagenen und verkümmerten Körner abgeliefert werden. Zugleich wurden die den Nichtselbstversorger zustehende Mehlmenge von 225 Gramm täglich auf 180 Gramm herabgesetzt. Nur die Schwerarbeiter behielten den alten Satz. Desgleichen durfte ein Selbstversorger pro Monat statt zehn Kilogramm nur neun verbrauchen. Der Roggen musste 82 % und der Weizen auf 80 % ausgemahlen werden. Das Mischen, dem die Müller nicht entsagen wollten, wurde wiederholt aufs Strengste verboten. Müller, Bäcker, Konditoren und Mehlhändler durften Mehl nur an Angehörige des Kommunalverbandes abgeben bei Androhung mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder einer Geldstrafe bis zu 1.500 RM; auch eine Schließung des Geschäftes konnte erfolgen. Das musste auch ein hiesiger Bäcker, ein eiserner Mann (Anmerkung: wahrscheinlich handelt es sich um den Bäcker Hans Eisenmann in der Marktstraße) erfahren, dem auf 14 Tage das Geschäft stillgelegt wurde.

Mangel an Schlachtvieh

Der Vater Staat sorgte aber dafür, dass man die fleischlichen Genüsse bezähmte: Denn der Mangel an Schlachtvieh machte sich unliebsam bemerkbar. Darum waren Einschränkungen unvermeidbar. Es wurde der freihändige Verkauf von schlachtreifen Tieren verboten. Es schob sich der Kommunalverband ein, der durch Viehkommissionäre die Schlachttiere aufkaufte und an die Gemeinden, bzw. Metzger nach Bedarf abgab.

Mit dem gleichen Tag gesellte sich zur Brotkarte die Fleischkarte, welche die Bezugsmenge einer versorgungsberechtigten Person wöchentlich auf 250 Gramm festsetzte. Kinder unter sechs Jahren bekamen die Hälfte. Für ein Zehntel Marken konnten 25 Gramm Fleisch mit angerechneten Knochen, 20 Gramm Fleisch ohne Knochen oder 50 Gramm Wildbret, Frischwurst, Herz, Leber entnommen werden. Geflügel und Kaninchen, die anfangs frei waren, wurden auch alsbald erfasst.

Dass man seine verbrieften 250 Gramm auch wirklich erhielt, war man noch lange nicht sicher; denn es kam nicht selten vor, dass die Hausfrau mit leerem Korb nach Hause ging. Geschlachtet wurde wohl. Das stand bombensicher fest. Aber plötzlich war manchmal alles ausverkauft. Man munkelte, dass den Kulmbachern und Frankfurtern, die den Arnsteiner zustehenden Braten und Würsten vorzüglich geschmeckt haben sollen, während manche Arnsteiner Frau, die schon in aller Herrgottsfrüh vor dem Metzgerladen zur Polonäse antrat, nicht zum Tanzen kam. Wie lachten da jene, die einfach einer Hasenkuh ins Genick schlugen! Denn die amtlich warm empfohlene Kaninchenzucht stand in hoher Blüte, auch bei Leuten, die keinen Quadratmeter Grund besaßen, und die schon damals die Erdverbundenheit der Germanen erkannt hatten und deshalb die Klee- und Rengersäcker als allgemeines Volksgut ansahen.

Hausschlachtungen bedurften der Genehmigung des Bezirksamtes. Dem Selbstversorger wurden anfangs zwei Fünftel, später die Hälfte des Lebendgewichtes nicht angerechnet. Das Schlachtvieh musste aber wenigstens sechs Wochen im eigenen Besitztum gemästet worden sein. Die Hausschlachtungen wurden also erschwert. Darum kam es zu Scheunen- und Kellerschlachtungen, von denen das Gesetz nicht sprach. Auch Notschlachtungen mussten sehr, sehr häufig vorgenommen werden. Bald war ein Schwein vom Pferd oder Ochsen getreten oder geschlagen worden oder es erstickte an einer Kartoffel. Böse Menschen behaupten, mancher Schweinebesitzer habe ein Hufeisen auf ein Brett genagelt und damit der armen Sau auf den Schädel geschlagen. Tatsache ist, dass im Winter 1916 im Bezirk Karlstadt dreitausend Schweine in irgendeinem Räucherhimmel verschwunden waren. Ohne alles Wissen der Behörden.



1918 entrang sich einem frommen Schweinebesitzer der Erlösungsseufzer: „Gott sei Dank! Fra, es geit heur viele klene Grumbirn, de verwürge die Säu leichter!“ Ja, ja, die Notschlachtungen! Der Mann auf der Straße machte sich seinen eigenen Reim und sagte: „Von der Not-Schlachtung kommt eben die Not an Fleisch.“ Volksstimme ist Gottes Stimme!

Die anfänglich festgesetzte Fleischmenge blieb sich nicht gleich. Sie wurde im Sommer 1916 herabgesetzt. Schon vor Einführung der Fleischkarte durften in Gasthäusern bei den Mahlzeiten nur eine Fleischspeise verabreicht werden. Im April war das Schlachtverbot für weibliche Lämmer und Zicklein gekommen. Diese kleinen Mittel reichten eben nicht aus. Es musste durchgegriffen werden.

Nun waren mit einem Mal die Fleischportionen so klein, dass man nicht husten durfte, sonst flogen sie vom Teller.

Wurde Fleisch bei einer wirklichen Notschlachtung für minderwertig erklärt, dann kam es in die Freibank. Eine solche wurde 1916 auch hier eröffnet. Sie hatte überreichen Zulauf, da das Fleisch markenfremd war. Zu ihr gesellte sich später auch ein Pferdemetzger, der flotte Geschäfte machte. Ein Bauer in der Arnsteiner Umgebung musste zwei Schweine notschlachten und schaffte das Fleisch nach Schweinfurt, weil er meinte, es sei für die Arnsteiner eine Schande. Im Januar 1916 herrschte der Schweinerotlauf. Das tat dem Geschäft keinen Abbruch und es wurde das Fleisch als echtes Bauerngeselchtes nach Würzburg und Frankfurt, das Pfund zu fünf bis sechs Mark, geliefert.

Jäger hatten es gut

Die Jagdpächter durften von ihrer Beute zehn Prozent für sich behalten. Vom Rest stand ein Viertel dem Kommunalverband zu und drei Viertel sollten die Städte erhalten. Ob die Arnsteiner etwas sahen, das wissen nur der Herrgott und die Jäger selber. Kostenloses Fleisch war in der Menge in der ‚Hohen Tanne‘ zu haben, wo die Krähen zu Tausenden nisteten. Da kamen sonntäglich die Schweinfurter Fabrikarbeiter und holten die Jungen zu Festbraten für sich oder sie verkauften Stück für Stück zu achtzig Pfennigen.

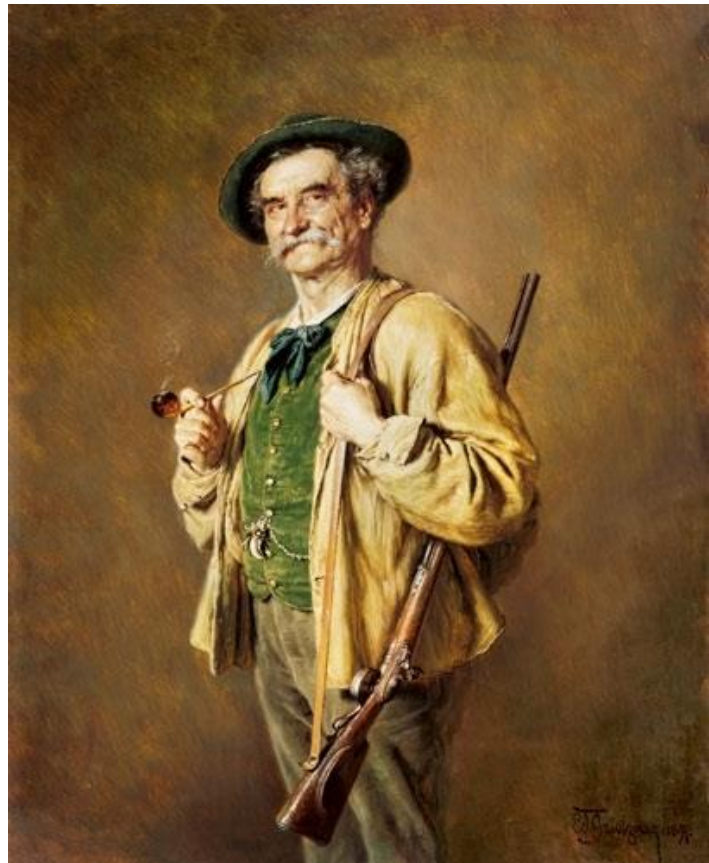
Der Markenwert wurde geringer

Nichts ist beständig unter dem Mond. Im Mai betrug der Markenwert an Fleisch 250 Gramm; im September war er auf 180 Gramm gemindert. Man bekam für die 180 Gramm Marken aber nur 100 Gramm Fleisch ohne Knochen. Eine

Schlemmerwoche war nur vom 25. Dezember 1916 bis 1. Januar 1917. Da bescherte das Christkind für 25 Gramm Markenwert dreißig Gramm Fleisch mit Knochen oder 25 Gramm Schinken, Dauerwurst, Zunge, Speck, Rohfett oder 55 Gramm Wildbret, Frischwurst, Eingeweide. Der Markenwert sank, die Preise stiegen. Im April kostete ein Pfund rohes Schweinefleisch 1,60 Mark, Geräuchertes 2,20 Mark,

Schweinefett 2,10 Mark, Fleischwurst, Griefenwurst und Pressack und Frankfurter Leberwurst 1,90 Mark. Andre Sorten Wurst durften nicht hergestellt werden. Den Preisen beim Metzger entsprachen jene der Schlachttiere. Ein Zentner Lebendgewicht: Rinder 110 Mark, Kühe 95 Mark, Kälber mit vier Wochen 100 Mark. Bei Schweinen war der Zentnerpreis je nach Gewicht gestaffelt: Unter 120 Pfund: 78 Mark, dann je zwanzig Pfund mehr: 83 bis 129 Mark; über 280 Pfund: 135 Mark. Schafe ohne Wolle kosteten einhundert Mark.

Das waren Höchstpreise. Ein klares Wort! Wer aber meinte, höhere Preise dürften nicht verlangt werden, war auf dem Holzweg. Über dem Höchstpreis stand der noch viel höhere Preis. unter dem Höchstpreis gab es schon einmal gar nichts, rein gar nichts. Und den ‚höheren Preis‘ erlangte man nur durch allerlei Kniffe. Jawohl, man nahm den amtlichen Preis an, verlangte aber nebenbei Stallgeld, Futtergeld, Trankgeld, Zubringergeld; bei Getreide Einfassgeld, Wiegegeld usw. Man schraubte also noch etwa ganz Erkleckliches heraus. Über die Umgehung der Höchstpreise erließ am 12. September 1916 das



Bezirksamt ja eine Warnung. Ob sie etwa gehalten hat? Der Himmel weiß es. Auf Erden glaubte es niemand.

Es war also dafür gesorgt, dass der gewöhnliche Sterbliche nicht infolge überreichen Fleischgenusses Arterienverkalkung bekam. Die Fleischportionen wurden im Laufe der Zeit so klein, dass ein Vergrößerungsglas vonnöten gewesen wäre. Auch die Hunde bekamen die Kriegsnot zu spüren; denn ihre Herren kiefen das letzte bisschen Fleisch und Fett selbst vom Knochen. Nur die Selbstversorger konnten sich noch etwas Fett von der Schnurre putzen. Die Nichtselbstversorger leckten sie ab.

Auch die Milch wurde rarer



Die

Fettversorgung blieb für die Minderbemittelten ein trübes Kapitel. Zur Sicherung der Buttererzeugung sollte womöglich alle im Haushalt des Erzeugers entbehrliche Milch den Molkereien zugeführt werden. Wer schon am 1. August 1915 in die Molkerei lieferte, war zum Weiterliefern verpflichtet. Um das Buttern in Kleinbetrieben möglichst einzuschränken, wurde der Verkauf von Haushaltsbuttermaschinen und Handzentrifugen untersagt. Nun, das alte Butterfass tat es auch noch. Die gewonnene Butter durfte - oder besser - sollte nur an die alten ortsansässigen Kunden und zwar ein Pfund pro Person und Monat abgegeben werden. Das Buttergeld! Welche ersprießliche Einnahmequelle! Also: Viel Butter gewinnen! Wer Milch haben wollte, sollte sie auch besser bezahlen.

Am 26. Februar 1916 war in der Werntal-Zeitung zu lesen: „Infolge andauernder Preissteigerung der Milchkühe und der enorm hohen Futterpreise sind die Landwirte von hier gezwungen, die Milch ab 1. März den Liter auf 25 Pfennige zu erhöhen. Die vereinigten Milchproduzenten.“ Die ‚Vereinigung‘ bestand aber nur aus einer geringen Anzahl bekannter Nimmersatter, bei denen auch in anderen Fällen die mahnenden Worte des Herrn Bischofs nicht nur unter die Dornen, sondern auch auf eisenharte Herzen fielen. Vernünftige Bauersfrauen waren mit 22 Pfennigen zufrieden und edel denkenden, deren es hier auch noch Gott sei Dank gab, beließen es bei zwanzig Pfennigen.

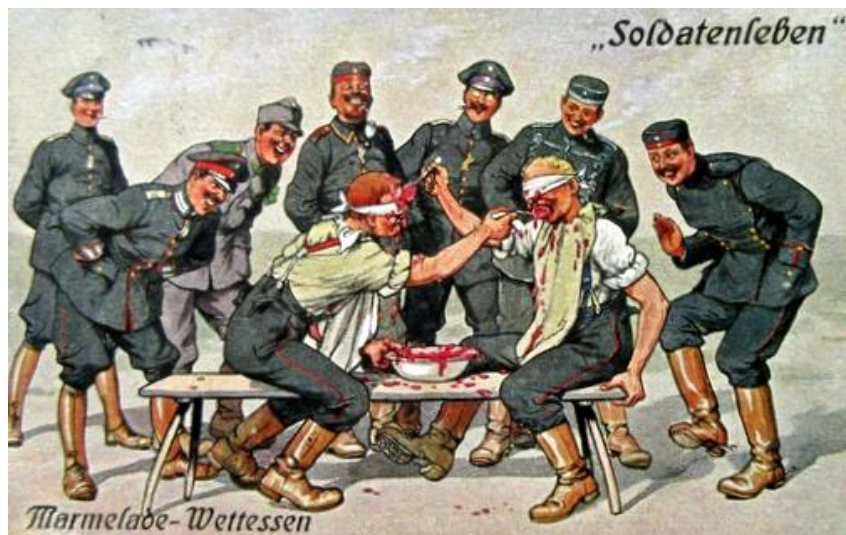
Im Felde war es oft besser als zu Hause

Die Fettnot ist auch daraus zu ersehen, dass die Bäcker die Brotlaibe nicht mehr fetten durften, da die Metzger das Innen- und Abschabefett von Rindern und Schafen an die amtlichen Sammelstellen liefern mussten, wohin auch ab Juli von jeder Hausschlachtung je nach Gewicht der Schweine ein bis zwei Pfund Fett abzugeben waren. Die Metzger mussten auch die Knochen und Rinderfüße behufs Fettgewinnung einliefern wie die Gastwirtschaften die Spülwasserfette.

Im Frühjahr 1916 wurde dringend der Anbau von Ölfrüchten wie Mohn, Raps, Sonnenblumen ans Herz gelegt und im Herbst das Sammeln von Bucheckern, Eichel, Kastanien, Obstkernen usw. empfohlen. Die Früchte ergeben Öl und die Rückstände Kraffutter namentlich für das Milchvieh. Doch waren das nur kleine Mittel zur Behebung der Fettnot. Die Schliche der Hamsterer und Wucherer machten alle Berechnungen der Behörden zunichte. Die Folge war, dass ab 1. Januar 1917 die Fettkarte zur Einführung kam.

Wenn auch bei uns gerade kein Buttermangel herrschte, so war Sparsamkeit doch am Platze, darum ermahnte das Ordinariat, bei Prozessionen vom Bestreuen der Straßen mit Gras abzusehen. Hier sie eingeflochten, dass die kirchlichen Umgänge ohne Musikbegleitung abgehalten werden mussten, weil die Musikanten von Heugrumbach zumeist eingezogen waren.

Wie schreiben die ‚Vereinten Milchproduzenten‘? „Wegen der enorm hohen Futterpreise usw.“ Die Futterpreise waren wirklich hoch. Kleeheu kostete im Februar 1916 7,50 Mark, Wiesenheu sechs Mark, im Herbst fünf, bzw. vier Mark; ein Zentner Rangers 1,80



Mark, Stroh drei Mark. Aber die ‚Produzenten‘ kauften nichts, sondern verkauften. Nur die armen Geißweiber plagten sich erbärmlich, um das nötige Suchgras zu gewinnen.

Bezüglich des Heu- und Strohverkaufs in der eigenen Viehhaltung war der Landwirt nicht beschränkt. Wer sich aber genau an das Maß, das vorgeschriebene, beim Verfüttern von Kartoffeln hielt, kam in arge Bedrängnis. Ob das hier der Fall war, weiß der Himmel. Auf Erden lebten nur Zweifler. Im April war es gestattet, an Pferde zehn, Ochsen sieben, Kühe fünf und Schweine vier Pfund Kartoffeln täglich zu verfüttern. Ende April bis 1. August 1916 sollte auch der Selbstversorger weniger Kartoffeln verzehren. Pro Kopf und Tag dreieinhalb Pfund.

Immer wieder Kartoffeln

Da kamen die neuen Frühkartoffeln zu Hilfe, von denen ein Zentner sieben Mark kostete. Ein gutes Geschäft! Darum wurden auch flott Spätsorten herausgegeben und für Frühkartoffeln angeboten und zwar in Massen. Aber die Schlaueit wurde bald erkannt. Die Preise sanken und der ehrliche Mann konnte sein unreifes Zeug verfüttern und hatte die Herbsterte unnötig verkürzt; denn die Kartoffelernte 1916 brachte eine große Enttäuschung. Sie betrug nur ein Drittel der Ernte von 1915. Was zur Folge hatte, dass zu menschlichen Ernährungszwecken geeignete Kartoffeln überhaupt nicht verfüttert werden durften. Kartoffelschnaps durfte nur so viel erzeugt werden, als die Munitionsbereitung benötigte.

Vom Oktober bis zur Ernte 1917 durfte der Selbstversorger für jedes Glied seiner Familie täglich eineinhalb Kilo Kartoffeln zurückbehalten. Die Nichtselbstversorger mussten sich mit einem Pfund begnügen. Der Höchstpreis betrug vier Mark. Da wurde mit Verkäufen zurückbehalten in der Hoffnung, dass der Preis im Winter und im kommenden Frühjahr erhöht würde. Um die drohende Hausdurchsuchung und Enteignung siegreich bestehen zu können, wurden vielfach die Kartoffeln mit Rangensen (Futterrüben) überdeckt oder in Mieten vergraben. Immer dringender wurde die Aufforderung der Behörden, doch die Not in den Städten durch Ablieferung der Kartoffeln zu lindern. Auch die Kirche sprach mahnende Worte. Aber ein verhärtetes Herz wurde durch vier Mark nicht erweicht. Der Preis von vier Mark war vielen einfach zu wenig. Und der hungrige Magen? Am 21. Oktober 1916 schrieb das Bezirksamt: „Wenn Landwirte leider öfters höhere Preise gefordert haben, so waren daran die Verbraucher nicht ohne Schuld; denn sie selbst haben zu hohe Preise, bis zu 7,50 Mark, geboten.“



Die Abschnürung vom Welthandel machte sich besonders bei der Eierversorgung geltend. Anfang 1916 war der Bezug von Eiern frei. Aber es bestanden Höchstpreise. Der Erzeugerpreis war am 8. Juni 1916 elf Pfennige, am 4. Juli 13 Pfennige, am 10. Oktober 16 Pfennige. Dafür erhielt aber der Unbemittelte kein Ei. Da kam am 1. September 1916 die Eierkarte, die pro Kopf und Woche zwei Eier sicherstellen sollte. Aber schon am 11. September wurde der Bezug auf ein Ei zurückgeschraubt. Das verursachte bei uns für jene, die mehr zahlen konnten und wollten, keinen Schrecken. Getroffen wurde nur der arme Teufel - und das war die überwiegende Mehrheit.

Es gab keinen Bohnenkaffee mehr und kaum noch Zucker

Vielen armen Frauen wurde auch noch die letzte Freude missgönnt: Eine Schale Bohnenkaffee. Diesen erhielt man nur noch geröstet und nicht mehr als ein halbes Kilo. Und auch diesen erhielt man nur, wenn man gleichzeitig ein halbes Kilo Milchkafeeersatzmittel abnahm. Zuletzt gab es überhaupt nur Kaffeeersatz. Mein Gott, welche Sorten von Kaffeeersatz brachte man auf den Markt! Nun, unsere Leute ließen das Gesöff Gesöff sein und rösteten sich ihr Getreide selbst und hatten damit wenigstens etwas Reines.

Nur die Zuckerbeschaffung machte Schwierigkeiten; denn ab 1. Mai 1916 verschrieb man uns durch die Zuckerkarten die höchste Sparsamkeit. Man gewöhnte sich an Süßstoff (Sacharin), der aber gleichzeitig nur gegen Bezugsschein abgegeben werden sollte und zwar pro Kopf und Monat höchstens zwei Beutelchen. Bauersfrauen jedoch mit Eiern und Butter tranken ihren Bohnenkaffee nach wie vor zuckersüß - gleich wie andere Reiche, die sich Zucker hinten herum verschafften; oder Honig, das Pfund um zehn Mark kauften, obwohl der Höchstpreis 1,25 Mark betrug. Immer das gleiche Lied!

Auch das Bier wurde schlechter

Und die arme Männerwelt? Da die Gerste jetzt Brotfrucht geworden war, wurde die Biererzeugung bis auf 48 % des Jahres 1915 beschränkt und der Gehalt an Stammwürze vermindert. Bier mit fünf Prozent galt noch als Vollbier und solches unter fünf Prozent als Dünnbier. Da musste man seinen ganzen Mannesmut zusammennehmen. Das Bier war so dünn, dass sogar die Fässer stärker gepicht werden mussten und das kostete eine Stange Geld; denn ein Zentner Pech war von 24 Mark auf fünfhundert Mark gehüpft. Sogar die Hohe Tanne (Flurstück bei Heugrumbach) wurde nach und nach angezapft. Doppeltes Pech! Betrunkene verschwanden! Deswegen brauchte unserer trinkfesten Mannen noch lange keinen Lorbeerkranz zu winden und auf ihre Tugendhaftigkeit eine Hymne singen. Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Das Bier - es ist eine große Versündigung an dem Wort, wenn das, was auf den Tisch gestellt wurde, diesen edlen Namen trägt. Es sieht aus wie Bier, kostet so viel, schmeckt auch, aber wie heißt es bei Kneipps Malzkaffee? Der Gehalt macht's! Und da liegt der Hase im Pfeffer. Die Brühe war so dünn, dass sie beinahe durch das Glas lief. Im Magen lag sie wie ein kalter Backstein im Bett. Es ließe einen keine Ruhe. Immer musste man wandern, von einem Ort zum anderen. Herrgott, war das ein Bier! Trinkst du zwei, so ... Du vier! Selbst unser edler Brauer meinte, es sei nichts drinnen als Wasser und Steuern. Und der musste es wissen. Und mit einem solch



verschandelten Gottesgeschenk sollte man Siege feiern und Helden ehren? Aber der Mensch wächst mit seinen höheren Werken und macht es nicht der Gehalt der Genussmittel, so ersetzt man das Fehlende durch innerliche Begeisterung. Und das geschah und wog alles auf.



Die großen Schlachten der Jahre 1914 und 1915 waren längst

Vergangenheit. Die Armeen hatten sich in den Boden gegraben. Die Fronten waren erstarrt. Fast alle im Felde stehenden Krieger wurden gebraucht, um die gewaltige Ausdehnung der Schützengräben mit ihren Leibern zuzudecken. Sie lagen den Tag über in den Gräben, froren und erwarteten die Nacht. Wenn sich dann die Dunkelheit auf die Stellung legte, legten sie Drahtverhaue davor, bauten bombensichere Unterstände, machten ihre Stellung zu einer wahren Feldfestung. In regnerischen Wochen füllte sich die Gräben mit Wasser und Schlamm. ‚Durchhalten‘ hieß die Losung! Der Schützengrabenkrieg kostete an Toten, Verwundeten, Erfrorenen, Erkrankten mehr Krieger als manche große Schlacht.

Schlacht bei Verdun

Im Frühjahr 1916 sollte der Stier bei den Hörnern gepackt werden: Verdun mit seinen Vorwerken, an der die größten Granaten zersplitterten wie sprödes Glas. Unser ungestümer Angriffsgeist traf auf harten Verteidigungswillen. Durch Wochen, durch Monate brüllte der Donner der Kanonen. Auf der Mehlenhöhe war er deutlich zu vernehmen. Auszuhalten, vom Tod umgeben, mit brennenden Lippen ermattet, entkräftet, war höchstes Heldentum. Die Hölle von Verdun, sie hat keine Entscheidung gebracht.

Und die englische Flotte? Sie lag tatenlos in den geschützten Buchten Schottlands. Der Löwe sollte aus der Höhle gelockt werden. Schlacht vor dem Skagerak (Anm.: Meerenge bei Dänemark). Deutschlands und Englands gepanzerte Mächte fuhren gegeneinander. Das Wasser gurgelte über versinkende Wracks. Die Seeschlacht hatte keine Entscheidung gebracht. Als Sieger durfte der gelten, der dem anderen die größeren Verluste aufgezwungen hatte. Das waren unsere Blaujacken. Der britische Leu, bisher für unbesiegbar gehalten, hatte eine auf die Tatze bekommen. Und die Fahnen wehten wiederum hoch im Winde.

Deutschland zwischen den Fronten

Deutschland lag eingeschlossen zwischen den Fronten. Wiederholt schon hatte es Kräfte gesammelt, um mit gewaltigem Stoß die Mauer der Feinde zu durchbrechen. Die Fessel nach Osten war wiederholt gesprengt. Aber dahinter lag raumweites Land. Unter den klaffenden Löchern im Westen bildeten sich neue Ringe und der Vorstoß erstickte in einem Feuerregen. Umgekehrt wollten die Feinde den Durchstoß erzwingen, um in das Herz Deutschlands oder doch wenigstens zu seiner Schlagader, dem Rhein, vorzustoßen. Der Ring hielt. Er wurde nie gesprengt. Im Sommer 1916 wollten Engländer und Franzosen am Sommeffluss durchbrechen. Sie hatten so viele Geschütze aufgeföhren wie noch niemals an einem Platz vereint waren. Neben jeder Kanone lagen die Granaten in ganzen Stößen, wie man in einem abgeholzten Wald die Scheite schichtet. Sieben lange Tage wütete das Trommelfeuer. Die Gräben wurden verschüttet, das Land umgepflügt. Vom Juni bis Oktober trommelten die Geschütze. Aber in den Erdtrichtern standen die deutschen Helden mit Gewehr und Handgranate. Die Lazarette der Gegner, aber auch in der deutschen Heimat füllten sich mit den verwundeten Kämpfern aus der Schlacht an der Somme.



Der Krieg offenbarte aber auch, was für brave, besorgte Söhne ausgezogen sind. Alle sollten



ihren Eltern Unterstützung heimgeschickt haben. Der stärkste Mann glaubte das

nicht. Jetzt kamen die Eltern und hielten die Hand auf. Ja, Kriegszustände und Kriegsnot haben eine starke Erhöhung der sozialen Fürsorge nötig gemacht. Und man konnte sich von Herzen freuen, dass die Notwendigkeit allenthalben anerkannt wurde. Zumal für die untersten Schichten ist sehr viel geschehen, so dass sie unter der Not der Zeit beinahe am wenigsten litten. Kleinhandwerker und festbesoldete Unterbeamte litten sicherlich bedeutend mehr. Wenn die männlichen Familienangehörigen eingezogen sind, so geht es Frau und Kindern oft materiell besser als in Friedenszeiten, wo der Mann seine Hosentasche nicht bis auf den letzten Mohikaner umkrempeelte. Wenn er nicht sparsam war und einen unangemessenen großen Teil des Verdienstes für sich verbrauchte, so hatte jetzt die Frau mit staatlicher Unterstützung ein recht auskömmliches Einkommen, zumal die kleine Landwirtschaft, die sie nebenbei doch mit betreute, gleiche und höhere Einkommen erzielte als im Frieden. Natürlich Arbeit und Plage übergenug - aber Not, keine! Eine solche Summe bekommt sie nie mehr auf die Hand. Viele konnten Herr sein über den Geldbeutel. Manche auch leider gewöhnten sich an unnötige Ausgaben für Luxus und Kleider. Ein hier auf Urlaub Heimkehrender meinte: „Die Mensche hömm Gald, drum sind se so frech!“ Ein anderer: „Es

wäre besser gewesen, die ‚Unterstützung‘ hätte ihren Namen behalten. Einsichtige Frauen sparten.“

Die Frauen in der Heimat wurden unterstützt

Der Begriff ‚Unterstützung‘ besagt schon, dass nicht jede Kriegerfrau mit ihren Kindern gesetzlichen Anspruch hatte. Nur jede wirklich der Beihilfe bedürftige Frau mit ihren Kindern sollte sie erhalten. Zu der laufenden Unterstützung kam im Fall der Niederkunft die sogenannte Wochenbetthilfe, ein Betrag, der einer Frau den Ausruf entlockte: „Wenn mer nur alle Woche a Kind kriege könnt!“ Doch bald wurde auf Anordnung von höherer Stelle der Begriff ‚Unterstützung‘ so weit gefasst, dass zuletzt fast alle Frauen und Kinder einbezogen waren. Mit nur drei Ausnahmen: Man schüttelte manchmal den Kopf, wenn man sah, dass Gelder ausgeworfen wurde an Kreise, deren Erwerbsverhältnisse durch die Abwesenheit des Mannes nicht im geringsten geschädigt waren, deren gesellschaftliches und allgemeines Auftreten so gar nicht mit Unterstützung zusammen passten, wo es doch nur recht und billig gewesen wäre, wenn man an dem allgemeinen Grundsatz festgehalten hätte, dass jeder die Folgen des Krieges so lange selbst zu tragen habe, als seine Vermögens- und Einkommensverhältnisse dies gestatten.

Dazu wurde eine Unterstützung auch Eltern und Großeltern zuteil, wenn nachgewiesen wurde, dass der Sohn oder Enkel schon vor dem Einrücken der einzige Ernährer war. Na, da ging ein Gerenne los. Da wusste man erst, was für kreuzbrave Söhne die Arnsteiner waren. Wenn nur der Nachweis nicht gewesen wäre! Welch ein Glaube wurde da dem Stadtmagistrat zugemutet. Und wenn der Glaubenszweifel hatte, wurde das sofort als Böswilligkeit ausgelegt. Und Komplimente flogen: „Die könnes gemacht, wenn se möge. Aber arme Leut drückt mer. Ro müsse se vom Stangle!“ Und was für edle Wünsche sonst noch gegen das Rathaus flogen.



Da fragte sich mancher, der sich bei Nachprüfung an den strengen Begriff ‚Unterstützung‘ hielt: Wer soll denn das zahlen? Eine Weile musste es der Distrikt auslegen. Die Antwort war meist leicht. Das zahlen unsere Gegner, denn dass wir eine nicht zu knappe Kriegsentschädigung verlangen würden, darüber war man allseits einig.

Die Kultur sank

Der Krieg ist ein harter Geselle. Er greift mit gepanzerter Hand in alle Verhältnisse und schafft Sorgen allerschlimmster Art. Nicht bloß der innere Mensch von der Magenperspektive aus kam zu Schaden. Auch der äußere kam herunter und wurde in Mitleidenschaft gezogen.

Ein berühmter Mann sagte: „Die Kulturhöhe eines Volkes erkennt man an der Verbrauchshöhe von Seife. Na, da sank unsere Kultur unheimlich; denn am 13. Mai 1916 trat auch die Seifenkarte in Erscheinung. Damals erhielt eine Person im Monat noch bis zu 100 Gramm Feinseife und ein Pfund Haushaltsseife oder Seifenpulver. Im Oktober waren es bloß noch fünfzig Gramm Seife und 250 Gramm Waschpulver und bald darauf nur noch 125 Gramm Seifenpulver. Und die Feinseife war gestreckt mit Ton. Da regnete es mit Rezepten zur Bereitung von Ersatzseifen. Amr Allerheiligenmarkt brachte der ‚Billige Jakob‘ als Schlager heraus: Sechs Stück Ersatz-Tonedelseife zu einer Mark.

Solche ‚patriotische‘ Dämchen, die den Ernst der Zeit nicht verstanden und die Gefühle der vielen Leidtragenden aus der unbemittelten armen Volksschicht verletzten: Hohe Stiefel, wo die meisten Leute kaum niedrige zu beschaffen wussten und das Barfußlaufen amtlich empfohlen wurde. Denn das Leder war fast ausschließlich dem Heer vorbehalten. Nur Leder, das für militärische Zwecke unbrauchbar war, wurde dazu in ungenügender Menge für die Zivilbevölkerung abgegeben. Ein Paar minderwertige Sohlen kostete schon 1916 sieben Mark. Das Geschäft der Schuhmacher war fast lahmgelegt. Doppelsohlen und hohe Absätze waren verboten. Und aber Dezember 1916 bekam man Schuhe nur nach Prüfung der Notwendigkeit gegen Bezugsschein. Luxusschuhe natürlich waren ohne Schein erhältlich. Löcher in den Sohlen wurden mit kleinen Lederflecken benagelt, eine Arbeit, die bald jedermann selbst lernte. Holz- und Strohschuhe sah man wieder.

Schwester Hernelda von der Kinderbewahranstalt hielt einen Kurs über Anfertigung von Stoffschuhen ab. Bald war jeder sein eigener Schuster, wenn es ihm gelang, einen Faden und Schuhnägel aufzutreiben; denn 1917 kostete eine Rolle Leinenfaden fünf Mark und ein Pfund Schuhnägel neun Mark. Die Ledernot bezwangen einige in leichter Art. Sie stahlen sich Treibriemen. Manche Leute bekamen auch Leder, indem sie die Häute heimlich geschlachteter Tiere ebenso heimlich gerben ließen. Der arme Teufel kaufte sich für sein gutes Geld sündteuer von den hochangepriesenen Ersatzsohlen, die sich nur zu oft als Linoleum oder als präparierter Pappdeckel erwiesen. Aber was machen, wenn man keine guten Beziehungen hatte und einen Bezugsschein sich nicht erraube?

Einführung der Sommerzeit im Frühjahr 1916

Ja, der Mangel an lebensnotwendigen Dingen stieg stetig. Sogar die Zugvögel bekamen die Kriegsnot zu spüren. Im Frühjahr 1916 kehrten höchstens ein Zehntel der Schwalben zu uns zurück. Sie waren zumeist dem üblichen Massenmorden in Italien zum Opfer gefallen. Und im Herbst wurde auch hier beobachtet, dass ganze Schwärme abgezogener Schwalben wieder eintrafen und naturgemäß in der Winterkälte eingehen mussten. Die Tierchen fürchteten sich wahrscheinlich, die von der Artillerie beschossenen Gebirgskämme zu überfliegen.

Das Frühjahr bescherte uns auch eine Neueinrichtung: die ‚Sommerzeit‘. Am 1. Mai nachts zwölf Uhr wurde die Uhr um eine Stunde vor- und am 1. Oktober wieder um eine Stunde zurückgerückt. Man erwartete von dieser Maßnahme große Ersparnisse an Beleuchtungsstoffen im Haushalt und an Strom in den Gewerbebetrieben. 1917 begann die Sommerzeit sogar schon im April. Dann kam sie nicht mehr. Die erwarteten Ersparnisse traten nicht ein. Was im April und September am Ende des Tages erspart wurde, musste

morgens zugesetzt werden. Da ließ man die Sommerzeit fahren, die sich bei den Landleuten ohnehin keiner Beliebtheit erfreute. Die Dorfkirchen blieben zumeist der alten Zeit treu und die Kühe hatten sich von vornherein auf nichts eingelassen. Und der gewöhnliche Sterbliche? Er stand eine Stunde früher auf, legte sich aber nicht auch eine Stunde früher in die Federn. Und der Hunger nahm dabei zu.



Ja, die edlen Mägen frage! Großmutter brauchte keine Märchen mehr zu erzählen. Ersatz für das Märchenbuch war der Speisezettel vom



Abreißkalender. Der Pfingstbraten war sehr klein, ohne den üblichen Salat und bei vielen ohne Kartoffelschnitz. Viele Westen wurden zu weit. Denn Kriegskost hält nicht an und der Hungerkörper musste sich erst daran gewöhnen auf halbe Touren zu gehen. Namentlich der Mangel an eiweißhaltiger Nahrung machte sich bemerkbar. Gab es schon vorher große Windbeutel, so trat gerade jetzt eine große Aufgeblasenheit namentlich beim männlichen Geschlecht an den Tag, die sich in Jammertönen unliebsam bemerkbar machte. Aber die sorgenvollen Gesichter der Weiblichkeit, die nicht über

männliche Ungeniertheit verfügte, ließ ahnen, dass sie Qualen ausstanden, als ob ihnen zwölf Gerichtsvollzieher im Nacken säßen. Viele Westen wurden zu weit. Aber womit sollten sie ausgestopft werden?

Das Fleisch wurde immer weniger

Mit dem Fleisch einer toten Sau etwa? Auf jeden Fall kamen Schweine zum Scheunentor lebendig hinein. Aber von der toten Sau war nichts zu sehen. An Kiliani stellte sich die Fleischprozession ganz oben bereits um sechs Uhr an und zog um sieben Uhr belämmert ab

wie die Lohgerben, denen die Fälle davon geschwommen. Heilig wurde da niemand gesprochen, aber scheinheilig. Wer von den Würsten erhielt, möge die Hand erheben! Dafür ging es umso dicker auf den ‚Dicken Tag‘ in Wülfershausen zu. Und wie war es in den Wirtschaften mit Metzgereien? Ja, wenn man einen Schoppen dazu trank, also ein gekoppeltes Geschäftsgebaren. Aber das hörte bald von selbst auf und im Übrigen hatte der Familienkochtopf nichts davon und sollten vielleicht die Frauen zum Frühschoppen verführt werden, während die Männer draußen aus dem Feldkessel den Schlag der Gulaschkanonen löffelten und zwar kalt und überständig, wie so oft. Es ging wirklich oft merkwürdig zu. Viele Schweine wurden vom Schlag gerührt, so dass sie geschwind geschlachtet werden mussten. Und welch ein Wunder: Ein Bauer schlachtete ein Schwein und konnte drei Schwartenmagen füllen! Nebenbei gab es früher auch niemals Eier mit zwei Dottern. Und der Schweinerotlauf im Juli 1916 ließ sich in seinen schweren Folgen auch etwas abbiegen. Die Ursache lag in der Hitze und im Wassermangel. Im ganzen Bezirksamt waren 82 Tiere befallen, in Arnstein allein 14. Aber sechs Mark für ein Pfund Geräuchertes vom Bauern gleicht manchen Schaden aus. Kein Wunder, wenn die Metzger keine Schweine erhielten und obendrein behaupteten, sie würden nichts verdienen.

Am 23. August kam eine Bestandsaufnahme des schlachtreifen Viehs. Aber man hat nichts davon gehört, dass sich ein Bauer die Lungensucht gehabt hätte. Ab 1. Dezember 1916 kostete ein Pfund Rindfleisch 1,56 Mark, Kalbfleisch 1,64 Mark, Schweinefleisch 1,80 Mark. Die hohe Obrigkeit interessierte sich zwar für die Eiskeller Arnsteins. Eisbeine fand sie jedoch nicht. Dass man nicht allzu große Lust verspürte, Kraut einzuhobeln, wenn man keine Aussicht auf Dürffleisch oder Knöchli hatte, ist einzusehen. Wozu Kraut und Arbes (Erbsen)?

Das Leben wurde immer schwieriger

Das hätte im Übrigen auch zu großen Durst hervorgerufen und den konnte man sich auch nicht mehr leisten. Ab 6. Mai durfte nämlich erst ab fünf Uhr angesteckt werden, da die Wirtschaften nur zwanzig bis fünfundzwanzig Prozent des letzten Bedarfs zugewiesen bekamen. Und der Brauer konnte nur noch sechzig Prozent seines Verbrauches von 1913/14 sieden, später sogar bloß noch 48 Prozent. Zwölf Prozent kamen an das Heer. Was macht man in seinem Schmerz, wenn ab 21. Mai die Wirtschaften nur von elf bis ein Uhr und abends von halbsieben bis elf Uhr Bier ausschenken und bald leer getrunken waren? Man wallte. Es wurden aber begreiflicher von frommen Zechern mehr als vier Evangelien gelesen. Man schlug dem Biermangel ein Schnippchen, obwohl der ehrliche Magen sich dabei zusammensog. Dabei wurde das Gesöff immer teurer. Der Brauer musste für den Zentner Gerste 19,25 Mark bezahlen. Dafür brachte das Christkindchen ihm eine Erhöhung des Bierpreises auf 32 Pfennige. War eigentlich nicht schön von ihm, einen zu beglücken und die Masse zu bedrücken.

Man half sich aber und trank Apfelmost. Es gab guten und reichlich. Allerdings war das Vermosten verboten - vom 1. November ab! Nach berühmten Muster also versuchte man, dem Frosch den Schwarz abzuschneiden, als er ihn schon verloren hatte. War der Papiermangel daran schuld, dass die Verordnung so spät erschien? Hatte der Amtsschimmel auch so wenig Papier wie die Schulen? Hefte gab es nicht mehr. Die Schüler hatten fliegende Blätter im wahrsten Sinn des Wortes. An die Ämter erging Weisung, alte amtliche Blätter abzugeben und die Magazine nach unwichtigen Papierstößen durchzuackern. So wurde manches Bündel Aktenstaub abgegeben für Geld, das der Kriegsinvalidenfürsorge zufluss.

Kaum noch Alkohol und Kaffee

Bei der Männerwelt spielte Vater Staat die Rolle der Heilsarmee und entwöhnte sie des Alkohols. Und wie war es mit dem Kaffeeklatsch der Frauen? Ein Kaffee ohne Hörnle ist wie ein Kuss ohne Schnörle! Was weiß die heutige nackte Generation schon davon! Ja, Schmerz lass nach! Jetzt trinken wir schon Kaffee ohne Kaffee. Und ohne Hörnle. Resch in Butter gebacken, nur noch alle vier Wochen einmal silbern am Nachthimmel zu sehen. Wie selig wäre man dafür mit einem Wasserweck wässrigster Sorte gewesen. Ja - Schnecken! Bist du ein Sonntags- oder Protektionskind, dann bekommst du auf Schleichwegen einen Weck, der so groß ist wie eine Welschnuss, außen gelblich, innen schwärzlich. Fäden zieht er wie ein Wergpfropfen und schmecken - ja Donnerwetter, wie schmeckt er denn? Na, so ungefähr, wie wenn du statt des klaren Weines den letzten Hefesatz des Fasses hingestellt bekommst. Aber man bildet sich ein, einen Weck gegessen zu haben. Aber damit nicht genug. Es kam das Verbot der Nacharbeit in den Bäckereien. Doch in Arnstein war man etwas harthörig und erst am 22. Januar 1917 gab es keine frischen Weck mehr. Die letzte helle Freude am Kaffeetrinken war damit auch verschwunden. Einheitsweizenbrot mit vierzig oder achtzig Gramm zu drei und sechs Pfennigen durfte erst im nächsten und Roggenbrot erst am übernächsten Tag auf den Ladentisch gelegt werden. Backen von Kuchen beim Bäcker gab es nicht mehr. Und an Einheimische wurde in den Wirtschaften kein Brot mehr verabreicht. Höher oder besser: tiefer geht es nicht mehr, meinte man. Es war eine Selbstlüge, die man sich selbst nicht glaubte.



Zichorie gab es noch, wenn auch das Paket statt zehn Pfennige jetzt siebzehn Pfennige kostete. Er wächst ja an jedem Ackerrain. Wie der Tag, den man brühte. Was wurde nicht alles gesammelt nach dem Kochbuch aus Großmutter's Zeiten: Lindenblüten und Pfefferminze standen hoch im Kurs. Aber auch Brom- und Erdbeerblätter, die Blätter der schwarzen Johannisbeere, die Kerne der ausgekerbelten Hagebutten, Kamille usw. Es war wirklich Feld-, Wald- und Wiesentee. Früher war es Medizin und man schüttelte sich vorher, ehe man das Tränklein einflößte. Doch war damals Zucker dabei und schmeckte darum nicht gerade wie Spülwasser.

Zucker gab es auf die Karte. Aber zu wenig nach unserer Untertanenmeinung. Und die vielen Zuckerstände an den Markttagen - wenn sie auch viel Schund anboten - wie reimt sich das zusammen? Im Oktober gab es dann für jedes Süßmaul eineinhalb Pfund, nachdem die Verbraucher Lärm geschlagen hatten, wo doch in anderen Kommunalbezirken bis zu zwei Pfund gewährt wurden. War etwas faul im Staate Dänemark? Mit fadenscheinigen Gründen zog man sich aus der Verlegenheit. Und wie notwendig hätte man ihn gerade in der Einmachzeit gebrauchen können!

Auch Obst wurde rar

Die Frauen wurden im Herbst 1916 aufgefordert, das Obst zu dörren - wegen Zuckermangels. In der Folge sah man auch die Schnitzel aufgereiht auf Schnüren wie lange Perlenketten in der Sonnenhitze vor den Küchenfenstern hängen. Äpfel- und Birnenschnitze - und die Zwetschgen? Die schafften gleich die Aufkäufer in Mengen fort. Der Höchstpreis war zehn Mark. Sie wurden aber auch für vierzehn bis siebzehn Mark verkauft und im Kleinverkauf wurden zwanzig bis fünfundzwanzig Pfennige für das Pfund verlangt. Wen wundert es dann, wenn die Felddiebstähle anstiegen? Rezepte wurden jeden Tag neu auf den Tisch geworfen, wie man ohne oder mit nur wenig Zucker Obst einkochen könnte. Aber es traute niemand dem Frieden und ging nur ungern von dem Hausmacherrezept der Großmutter ab. Die Rangensen (Anm.: Rüben) wurden waggonweise, der Zentner zu einer Mark achtzig, verladen. Man sprach davon, dass sie in den Marmeladenkübeln verschwinden würden.



Dass schon die Säuglinge den Krieg zu spüren bekamen, weil sie ohne echten Schnuller über die Nöte des Alltags hinwegkommen mussten, warum sollte es dann den Großen anderes ergehen mit ihren ‚Schnullern‘?

Die Herren mussten auf ihre guten Zigarren verzichten

In allen Dorecken ist Ruh.
In allen Budicken spürst du
kaum einen Hauch.
Die Blätter raucht man vom Walde.
Warte nur: balde
rauchst du sie auch.

Das waren wirklich oft Zieh-garren. Und was für ein Kraut! Die Jugendzeit dämmerte herauf, als man die ersten Rauchversuche mit Kartoffelkraut männlich überwand oder sich Zigaretten aus dem berüchtigten spanischen Röhrchen schnitt. Da gehörte Todesverachtung dazu. Und wie hießen die neuen Marken? Heideröslein: Und der wilde Knabe brach! Bahnwärter: Der Mann muss bei jedem Zug hinaus! Handgranate: Anzünden und wegwerfen! Und was wurde alles in die Pfeife gestopft! Die Hauptsache war, wenn nur der Schlot dampfte, ob es denn Huflattich oder Manila war, wen focht das an? Wie freute man sich auf die Friedenspfeife, sollte man sie auch mit Feuerschwamm und Feuerstein anzünden müssen.

Die Qualität der Feuerzeuge vermindert sich

Soweit waren wir zwar noch nicht. Aber auch die Preise für das Feuerzeug schnalzte hinauf. Am 20. September 1916 war der Preis noch bei 35 Pfennige. Es dauerte nicht lange und man zahlte fünfzig, sechzig und siebzig Pfennige für ein Päckchen. Und wie viele zischten bloß! Und bei wie vielen hüpfte das Zündhütchen weg und boshaft auf den Rockärmel, um dort ein Loch hinein zu brennen! Reibfläche war sowieso nur auf einer Seite und auch da verkürzt. Und das Resteckchen der Reibfläche war bald abgekratzt. Da las man eines Tages im Blättchen, dass der Preis künftig 42 Pfennige sei und glaubte das als getreuer Untertan Seiner Majestät. Aber die Verordnung wirkte sich nach dieser Seite gar nicht aus. Es gab Zündhölzer, gewiss. Aber das war schon wieder eine neue Sendung. Das Wort ‚Profit‘ wurde überlebensgroß geschrieben. Zur Umgehung der verschiedenen Vorschriften fanden viele nicht bloß ein Hintertürchen. Das waren schon Scheunentore.





Für elektrische Batterien verlangte man zwei Mark und früher fünfzig Pfennige. Am 31. August 1916 hieß es, Stearinlichter oder Ersatz für neunzig Pfennige bis eine Mark seien genügend vorhanden. Am 1. September war ‚ausverkauft‘. Aber am 20. September konnte man sich für eine Mark achtzig eindecken. Der erste Wagen Petroleum lief am 29. August ein. Sehr schön. Aber was ist das für so viele. Für Brennspritus bekam jeder Haushalt im Monate fünf Marken á 55 Pfennige. Ohne Marken kostete die Flasche eine Mark fünfzig. Beleuchtungsmaterial haperte an allen Ecken und Enden, auch in den Geschäften. Um zu sparen, wurde der Ladenschluss vom November bis April auf sieben Uhr, am Samstag auf acht Uhr angesetzt. Doch konnte man auch im Dezember etwas unter dem Ladentisch hervorzaubern, wenn man den richtigen Hokuspokusspruch wusste.

Durchhalten – Aushalten – Maul halten!

An den Opfersinn wurden in diesen Tagen des Herbstes 1916 harte Anforderungen gestellt. Durchhalten! Aushalten! Maul halten! Harte Worte. Und doch wahr. Wie aber, wenn sie nur von der einen Seite gefordert wurden? Und der Bauer und das Gewerbe? Sie hielten auch durch, nämlich mit hohen Preisen. Wir sind allzumal Sünder. Sämtliche Mineralöle und Schmiermittel wurden beschlagnahmt. Aber die fetten Händedrucke waren damit nicht gar. Und manche Geschäftsfrau wischte nach dem Wiegen die fetten Finger ab. Höchstpreise! Sie waren gut gemeint, galten aber nur für den armen Teufel, der nicht mehr als die Höchstpreise blechen konnte. Alles wurde auf den Kopf gestellt. So, wenn ein Bauer ernstlich meinte: ‚Freili, wenn sich die Bauern so plage, hört der Krieg freili net auf.‘ Und die Organe des Staates, die die Höchstpreise zu überwachen hatten und deren Einhaltung, hatten chronischen Augen- und Ohrenkatarrh. Es wiederholte sich das Wunder der Witwe von Sarepta (Anmerkung: Das Wunder der Witwe Sarepta: Die Witwe von Sarepta ist eine Gestalt aus dem Alten Testament, der durch den Propheten Elias zweimal durch Wunder geholfen wurde: Während einer großen Trockenheit wurde der Prophet Elias nach Sarepta gesandt, um dort bei einer Witwe seinen Hunger zu stillen. Doch die arme Frau hatte nur eine Handvoll Mehl und wenig Öl. Elias aber bewirkte, dass das Mehl im Topf und das Öl im Krug nicht versiegte.)

Es war nichts da. Sobald aber der Preis anzog, war plötzlich Ware auf dem Ladentisch. Und überschlugen sich die Preise, dann bestand sogar Aussicht, dass das ganze Krüglein gestrichen voll sich füllte. - Kein Wunder also, wenn hie und da der Ruf laut wurde, es würde nichts schaden, wenn wieder einmal der eine nach Arnstein käme und ausräuchern würde. Es war nicht wörtlich zu nehmen; aber im Kern steckte ein Korn Wahrheit und zwar ein bitterer.

Plötzlich waren z.B. keine Putzbürsten mehr da. Nirgendwo! Und kein Wasserglas, obwohl andere Geschäfte noch die beiden Artikel feilboten. Man träumte seliger Hoffnung auf spätere Steigerungen. Der Mantel christlicher und gemeindlicher Nächstenliebe hatte sich über den Namen gebreitet. Solche Erbärmlichkeit und schnöde Profitgier in den eigenen Reihen bleibt hoffentlich künftigen Geschlechtern erspart. Das sind Spießgesellen der Feinde und kommen den Hyänen des Schlachtfeldes gleich. Wenn nicht, dann möge die Ortpolizei - so eine da ist - mit einem spitzigeren Eisenbesen fegen, als es in diesen Tagen geschah. Aber an solch haarsträubendem Gebaren waren die Käufer nicht ganz unschuldig. Vielleicht glückte einem selbst auch einmal ein Fischzug hinten herum. Auf die ältesten Ladenhüter wurden hundert Prozent aufgeschlagen. Nach ein paar Jahren war man ein gemachter Mann. Die neue Moral! Eine Bauersfrau gab von ihrer Butter nicht ab mit den

Worten: „Ich muss zur Frau X, von der krieg ich Zucker dafür ohne Marken.“ Na also!



Trotz Krieg gab es genügend Geld

Geld war unter den Leuten. Anscheinend genug. Denn es war oft schwer, jemand zur Arbeit zu bekommen. Auch jene, die früher nach Arbeit gelehzt hatten, zeigten nun die kalte

Schulter, wenn sie angegangen wurden. Lieber taten sie nichts, wenn nicht ihre unverschämten, durch nichts gerechtfertigten Forderungen erfüllt wurden. So kostete ein Kubikmeter Holz zu fahren 16 Mark. Es gab nur mehr Großgeld. Das Kleinhartgeld war versickert. Fünf- und Zehnpfennigstücke waren Raritäten geworden. Es wiederholte sich das Spiel in ähnlicher Spielregel wie 1914. Die Bauern, die früher das Gold im Strohsack vergruben, horteten jetzt das Silber und die Nickelmünzen. Sie kauften eine Kleinigkeit und zahlten mit Papier, um dieses zu wechseln, wollten aber um keinen Preis Papier dagegen. Dagegen sträubte sich die Geschäftswelt und mit Recht. Die half sich dadurch, dass sie fürderhin nur Ware gegen gezahltes Geld aushändigte. Die sonderbarsten Blüten gediehen auf dem Misthaufen der Eigensucht. Das war im November 1916.

Die gefangenen Franzosen bekamen nun auch kein Geld für ihre Arbeitsleistung in die Hand. Sie erhielten vom Lager Hammelburg abgestempelte Marken, die sie in den Läden absetzen konnten. Diese Marken wurden alsdann vom Lager eingelöst. Es sollte durch diese Maßnahme ein deutscher Ausverkauf verhütet werden. Ein praktischer Nutzen sprang nicht heraus.

Es gab genügend Kriegsgegner in Arnstein

Man kann auch in einem Krieg nicht ständig von großen Gefühlen leben. Auch wenn große Aktionen fehlen, geht ein Tag um den anderen und verlangt sein Recht. Ein böser Geselle ist jedoch das Gerücht, das durch die Gassen schleicht. Wenn es im Dienste unserer Feinde sein Gift verspritzte, den Siegeswillen zu lähmen versuchte. Handlanger hatte der Engländer im Lande. Die Giftküche seiner Presse lieferte die Tränklein. Was sollte man aber dazu sagen, wenn falsche Nachrichten sogar in den amtlichen Verlustlisten sich breit machten. Dem Druckfehlerteufel konnte man das doch nicht gut in die Schuhe schieben. So kann heute noch ein Arnsteiner in der Verlustliste lesen, dass er den Heldentod gestorben ist. Ein anderer wurde ebenfalls für totgesagt und ist heute noch guter Dinge. Am 20. Dezember 1916 sollten gar vier Arnsteiner Soldaten gefallen sein, die den Krieg überlebt haben. Gott sei Dank! Aber wieviel Herzeleid wurde durch solch eine Hiobsbotschaft über eine Familie gebracht. Wie viele Tränen! Wie viele schlaflose Nächte! Nicht jeder hat so ein starkes Herz wie jener tapferer Arnsteiner, der bei der Überbringung der Todesnachricht seines Sohnes sagte: „Wolle Gott, mein Sohn sei das letzte Opfer; dann will ich es gerne gebracht haben.“

Hölle von Verdun

Er war es nicht, noch lange nicht. Die ‚Hölle von Verdun‘ war zum furchtbarsten Leichenfeld Europas geworden. Das Land an der Somme roch nach Brand und Verwesung. Aber alle Schrecken der ‚Materialschlacht‘ zerschellen an der



unvergleichlichen Tapferkeit der deutschen Front. Im Osten ist die Front dem Zerreißen nahe. General Alexei Alexejewitsch Brussilow stürzte sich mit ungeheurer Heeresmacht auf die schwachen österreichischen Linien. Tschechische Truppen liefen in großen Haufen zu den Russenbrüdern über. Die Italiener hatten versucht, am Isonzo (Fluss leicht westlich von Triest) die Westfront zu entlasten. Jetzt stellte sich auch Rumänien auf die Seite der Gegner und besetzte sofort Siebenbürgen. Es glaubte den deutschen Löwen todwund und benahm sich wie der Esel in der Fabel. Die Rechnung war falsch. Man empfand es als Genugtuung, dass der Zigeunerbande sehr rasch der Strick um den Hals gelegt wurde. Am 7. September wurden seit langem wieder einmal die Fahnen gehisst.

Wir siegten und siegten und der Krieg nahm kein Ende. Die Fahnen blieben auch zumeist eingerollt. Die Glocken schwiegen. Nur im trauten Kreis Gleichgesinnter gedachte man derer draußen. Unser Heer hatte Wandertaten vollbracht. Es hielt eine Front, die von der Nordsee bis zu den Alpen, vom Balkan bis zum Schwarzen Meer und wieder hinauf bis zur Ostsee reichte. Doch überall mussten deutsche Truppen eingesetzt werden. Und die letzten Reserven. Der letzte Mann wurde geholt. Die K-V-Maschine (k.v. = kriegsverwendungsfähig) arbeitete. Im November 1916 wurde der Zweite in einen Einser (Priorität bei der Einberufung)

umgewandelt und massenweise erfolgten die Einberufungen. Arnstein wurde leer. General Paul von Hindenburg erhielt den Oberbefehl über das ganze deutsche Heer. Jubel an der Front. Jubel in der Heimat. Das bedeutet den Endsieg. Das stärkte den Nacken. Man hörte ordentlich die Lawinen von Steinen von den Herzen donnern.

Wenig nur wurde gesprochen von unseren Kolonien. Und das war nicht recht. Die meisten waren ja bald erlegen. Aber Deutsch-Ost-Afrika unter Paul von Lettow-Vorbeck hielt sich unbesiegt bis zum Schluss des Weltkrieges.

Die Maschinengewehre gaben weiterhin den Akt der Zeit. Wer sie hören wollte, brauchte nur auf die Mehlenhöhe zu gehen. So weit vom Schuss und so nah an der Front. Aber auch in der Heimat wurde geschossen, wenn auch nicht mit Blei.

Kohlen waren die schwarzen Diamanten

Mit den Kohlen musste sparsam umgegangen werden. Zwar sind sie unser Reichtum, die schwarzen Diamanten. Aber zuerst musste die Waffenschmiede unseres Heeres versorgt werden. Die Züge

wurden nicht mehr geheizt. Man nahm einfach Decken mit. Wenn man nicht gleich der Mahnung Folge leisten wollte, ‚drhömm zu bleibe‘ und das unnötige Reisen zu unterlassen. Die Zuchtbulln und Eber bekamen statt drei Pfund nur noch ein Pfund Haber täglich. Und dabei sollte man noch Humor



Wer tüchtig ist im Feind durchzöhlen,
ist Meister auch im Strümpfe stopfen.

haben? Ein bisschen zu viel verlangt. Es kam das Verbot, die Schweine mit Kartoffeln zu füttern. Sollten sie am Ende gleich mit Luft gemästet und ohne Umschweif zu Luftgeselchtem umgewandelt werden? Die Benützung des Fahrrades wurde eingeschränkt.

Vergnügungsfahrten und Sportrennen waren untersagt. Man fuhr doch mit deutscher Luft und diese kostete nichts. Aber der Gummiverschleiß! Kautschuk war vom Ausland nicht zu bekommen und unser Vorrat reichte nicht mal für die Autobereifung. Als Ersatz tauchte bald ein ‚Mantel‘ mit einer Serie Sprungfedern auf. Das war ein Geholper und Gepolter, fuhr so ein geplagtes Rad die Katzenköpfe des Steinpflasters ab.

Der Verkauf von Rinde musste dem Forstamt angezeigt werden. Ein Zentner kam auf 12,50 bis 12,75 Reichsmark. Es gab wirklich kein Gebiet, in das nicht der Krieg mit seinen Fingern habgierig griff.

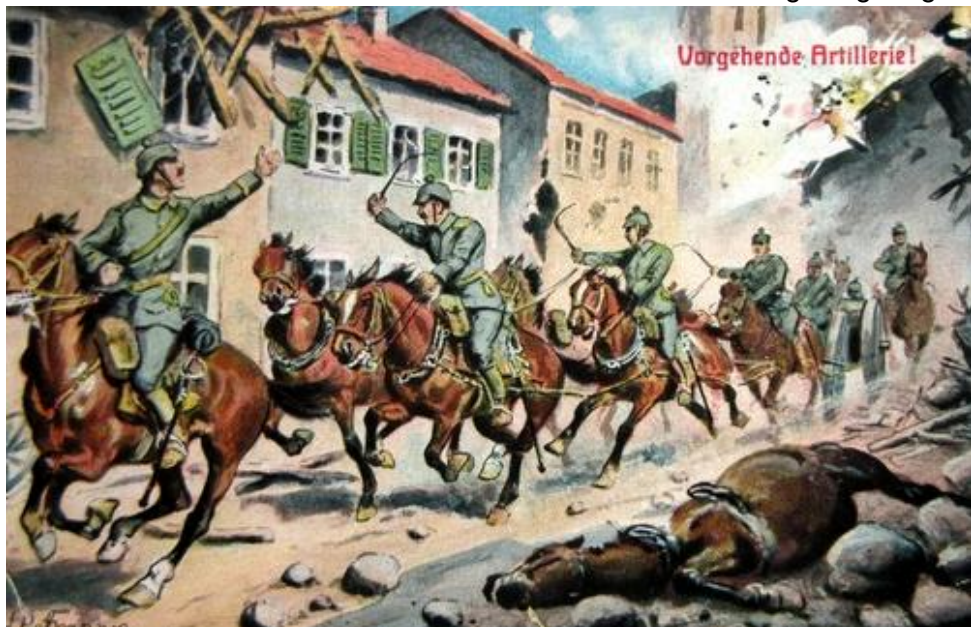
Der Tüncher hatte wenig Arbeit. Die Farbe hielt nicht. Es fehlte an Leim und Milch. Das Leinöl war überhaupt nicht mehr zu haben. Was an Ersatz geliefert wurde, war selbst dem Kuckuck zu schlecht. Und der Schuster? Das Sohlen kostete am 20. Oktober 1916 7,50 RM

und neue Schuhe kaufte man sich lieber gleich bei den Holzschnitzern in der Rhön. Die Holzschuhe waren wenigstens aus werkgerechtem Stoff. Wolle war mehr als knapp. Der letzte Faden wurde wie ein Heiligtum gehalten. Es wurde vertrennt und wieder neu gestrickt; mit neuer Wolle so viel wie gar nicht mehr. Die Fersen der Socken sahen aus wie die Landkarte Deutschlands nach dem Dreißigjährigen Krieg, zusammengebeizt nach Strich und Faden. Was schadete es auch! Das Loch war zu und damit die Schande der Schlampigkeit. O ja, es gab schon Bezugsquellen für Wolle, sehr schöner sogar. Sie stammte aus Belgien und Frankreich. Geschäftsleute als Landsturmlaute oder umgekehrt dienten hinter der Front mit ihren zwei Naturen. Das waren goldene Kugeln - es gab deren noch mehr.

Weibersterben - kein Verderben, aber Gäulsverrecken – das ist ein Schrecken!

Der Pferdepreis stieg auf viertausend Mark. Und dabei sollte das Bauernsprichwort zum Erlahmen kommen: „Weibersterben - kein Verderben, aber Gäulsverrecken - das ist ein Schrecken!“

1916 war eine Rekordernte in Sicht. Aber welcher Bauer ist zufrieden. ‚Geträd geits genug - ober ke Stroh! Große Grumbirn geits - ober ka kleene für die Säu.‘ Freilich war das Jahr 1916 ein



ausgesprochenes Disteljahr. Der Teufel war wirklich mit unseren Feinden im Bunde und streute Unkraut unter den Weizen. Dass die Grünfütterung darum verboten werden musste, lag auf der Hand. Wer aber schaute in die Futterkrippen? Alle Art von Polizei wusste davon, sah aber nichts. Und wenn sie ausnahmsweise einmal darauf kam, war es zu spät. Und war der Bauer mit dem Abliefern im Rückstand, ei, dann war eben der Mangel an Säcken daran schuld. Das stimmte schon. Sie wurden fadenscheinig und die Säcke aus Papier und die Bindfäden aus Papier hielten nur von elf bis es läutete (Anmerkung: tägliches Elfuhrläuten). Die Nahrungsdecke wie überhaupt alles war zu kurz. Der Aufforderung, die Blumengärten in Gemüsegärten umzuwandeln, hätte es gar nicht bedurft. Von dem schönsten Kreuzbergwallleutstrauß konnte man nicht herunterbeißen.

Aber was dem einen seine Eule, ist dem anderen seine Nachtigall. Auf der einen Seite erlahmte das Handwerkswesen aus Mangel an Rohmaterial. Auf der anderen Seite wurzelte ein kleiner Industriezweig an. Die Sattler hatten alle Hände voll zu tun, um das Geschirr für die vierbeinigen Kriegshelfer zu fertigen. Und die Zunftgenossen von Hans Sachs hatten

auch zum Dichten keine Zeit. Dass man des Abends nicht ganz im Dunkeln munkelte, dafür sorgte der Herr ‚Blechrat‘ (Anm.: Spengler) mit seinen Acetylenlampen.

Die Verwandtschaft wird besser gepflegt

Durch die Einberufungen am laufenden Band wurde Arnstein leerer. Dafür kam viel Besuch. So eng wurden die Familienbande noch nie geknotet. Was mit den Arnsteinern im fünfzehnten Grad verwandt war, schaute sich einmal nach den ‚kleinen Verwandten‘ um. Ei



warum - ei darum! Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Aber hie und da doch etwas zu nahe auf den Leib. Und auf Keller und Speis. Auch als Kurgäste und Sommerfrischler getarnt, pirschten sie durch die Gegend und waren unter dem Radmantel ‚Hamsterer‘. So manchen wurde von der neugierigen Polizei auf den Rucksack getippt und das Gepäck vor Abgang des Zuges untersucht. Es sprang aber nicht viel dabei heraus. Den hungrigen Stadtmäulern las man die Not aus den Augen. Und die Großschieber gingen groß weg. Diese brachten auch neben Geldscheinen neue Redewendungen mit und dem Arnsteiner Dialekt wurden nordische Edelreiser aufgepfropft. Aber nur bei jungen Pflänzchen, die für den heimatlichen Schnabel den Wetzstein verloren hatten. Jetzt hieß es auf einmal ‚Guten Taack‘. Man fuhr nach ‚Würzburck‘. Dabei sollte man keinen Nabelbruch bekommen!

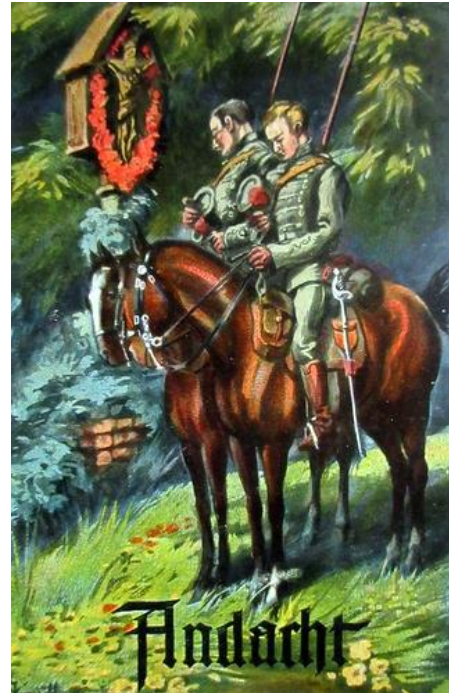
Das kirchliche Leben rollte nebenbei still dahin. Erstkommunikanten wurden vielfach vom Roten Kreuz unterstützt. In viele Familienfeiern fiel eine Träne, weil der Vater im feldgrauen Rock irgendwo unter fremden Sternen stand. Ab 1916 wird nun als Dauereinrichtung für das Dekanat in Sondheim gefirmt. Bis dahin wurde die Firmung in Würzburg gespendet. Die Arnsteiner Lebensmittelgeschäfte versprachen sich von dieser Neueinrichtung einen Happen. Aber sie kannten unsere Bauern doch noch nicht ganz. Es war heuer ein Ausnahmefall insofern, als ein fleischloser Tag war. Aber auch in Zukunft blieb es bei der Mode, dass die Bauern im ‚Sacktuch‘ alles selbst mitbrachten und breit im Wirtshaus auspackten. Im Pfarrhaus wettete man, weil man den fleischlosen Tag mit Dörrfleisch umging und sich nicht einfügte in den alten Lauf. Bauernfell jedoch ist dick. Kirchweih stand nur rot im Kalender. Zum Tanz spielten die höllischen Geister in den Granattrichtern auf. Die

Kriegstrauungen waren einfach: Feldgrau. Stroßfrack und Zylinder waren abgetan. Es ging auch so.

Die Kirchensängerinnen wurden müde

Aber wer hätte je geglaubt, dass zwischen Krieg und Kirchengesang für sich allein das Kriegsbeil ausgegraben würde? Und war doch so. Unsere Frauen, die doch sonst immer hochhinaus wollen, fielen beim Singen erbärmlich. War das im Zuge der schweren Arbeit im Stall und Feld? Waren sie müde? War ihnen das Herz zu schwer? Kurzum, sie kamen am Sonntag einfach nicht in die Höhe. Der stärkste Orgelbass konnte sie nicht stützen. Aber von rauen Männerkehlen begleitet floss die Melodie in der richtigen Kurve dahin. Es machte aber so nichts. Denn das Lied der Zeit stimmte doch ins Halleluja der Ewigkeit. Und der Herr in seiner Huld hörte auch dieses mit Geduld.

Mit schweren Augen lauerte man täglich auf die Zeitungen und fieselte sie genau durch, ob nicht einige Zeilen zu erspähen seien, die einen Hoffnungsschimmer auf den Frieden aufleuchten lassen könnten. Hatte man aber geglaubt, etwas gefunden zu haben - gleich wurde ein Dämpfer aufgesetzt. Das Nervenkostüm bekam Löcher. Die Zeiten waren zu aufregend, weil die Hoffnungen zu hoch gespannt und darum die Enttäuschung umso größer war. Ab November wollte das Tuscheln über Abtasten der gegnerischen Fronten auf Friedensgeneigtheit nicht mehr verstummen. Man hoffte, man zweifelte. Ein Rätselraten ohne Lösung.



Das Zarenreich war am Ende seiner Kräfte. Aus Furcht vor einer ausbrechenden Revolution war der Zar zum Frieden bereit. Aber durch die Aufrichtung eines Königreiches Polen stieß man ihn vor den Kopf. Diese Politik war verfehlt.

Gegen die englische Blockade setzte Deutschland seine U-Boote ein und glaubte, England mit dieser Waffe in die Knie zwingen zu können. Da schalteten sich die Vereinigten Staaten aus Amerika ein und forderten, dass die Handelsschiffe vor der Versenkung erst geprüft würden. Die Reichsregierung, die die Wirksamkeit des U-Boot-Krieges bezweifelt, wendet sich an den Präsidenten Woodrow Wilson mit der Bitte um allgemeine Friedensverhandlungen. Am 12. Dezember bietet der Kaiser unseren Gegnern die Hand. Das ist der erste Stern, der in der Adventsnacht des deutschen Menschen aufgeht. Wird er zum Fest des Friedens in größter Helle strahlen? Das ist die bange Frage. Jeder will glauben, dass der Friede in greifbarer Nähe gerückt sei. Die Note des Kaisers wurde in allen Gemeinden angeschlagen. Man schaute in den Wirtsstuben ein Klafter tiefer in den Krug und verfolgte das Stimmungsbarometer in der Presse.

Deutschland macht Friedensangebote

Die feindliche Stimmung ließ nichts Gutes erhoffen. Unser Friedensangebot löste bei unseren Feinden nur Hohn und Spott aus. Sie bezeichneten es als unaufrichtig und legten es überdies als Schwäche aus. Da flammte heller Zorn allseits auf. Alle Schwachheit war wie im Flug abgetan. Nun erst recht drauf! Das war die Losung. Was blieb auch anderes übrig? Es ging um unser Dasein. Die Siegeszuversicht war mit einem Schlag wieder da. Und die gefangenen Franzosen ließen den Kopf hängen. Sie sehnten sich ja auch nach dem heimatlichen Herd und nun war die Brücke in die Heimat wieder abgebrochen, bevor noch der erste Pfeiler aufgerichtet.

So kamen die dritten Weihnachten. Die Kerzen hatten einen trüben Schein. Es waren auch nur kleine Stümpchen, vom Vorjahr herübergerettet. Statt der Mandeln waren Nüsse, besonders Haselnüsse, in das Gebäck verarbeitet und schmeckten vorzüglich. Als Gabentisch genügte das Nähtischchen. Was machte das schon aus? Die Gedanken waren ja doch nicht da. Sie suchten das liebe Gesicht weit fort in der dunklen heiligen Nacht. Nur das eine glaubte man sicher: Dass es bestimmt die letzte Kriegsweihnacht sein würde. Und mit diesem Glauben wollte man in Gottes Namen nochmals die Zähne fest zusammenbeißen.

Der Punsch an Sylvester war etwas wässriger als sonst. Aber auf das Friedensjahr 1917 stieß man doch an. Man schloss alle Söhne Arnsteins, von denen jeder als Weihnachtsgeschenk der Stadt fünf Mark bekommen hatte, in den Kreis ein und sah sie in Bälde zurückkehren in die Menschlichkeit - ins Leben von den Feldern des Todes.



Das Kriegsjahr 1917

Zwei Jahre des Krieges waren vergangen. Große militärische Erfolge waren erzielt. Aber die Entscheidung war nicht erzwungen worden. Ein Ende des Krieges war noch nicht vorauszusehen. Der Mangel an Rohstoffen für die Kriegsführung wurde immer fühlbarer. Die Lieferung von Lebensmitteln begegnete immer größeren Schwierigkeiten. Deutschland war zur Zwangswirtschaft übergegangen. Das Mehl wurde immer schlechter. Kartoffeln wurden durch Steckrüben ersetzt. Kleidung und Schuhwerk waren knapp geworden. Die Hausgeräte aus Kupfer, Messing und Zinn wanderten in die Waffenschmiede des Heeres. Die letzte

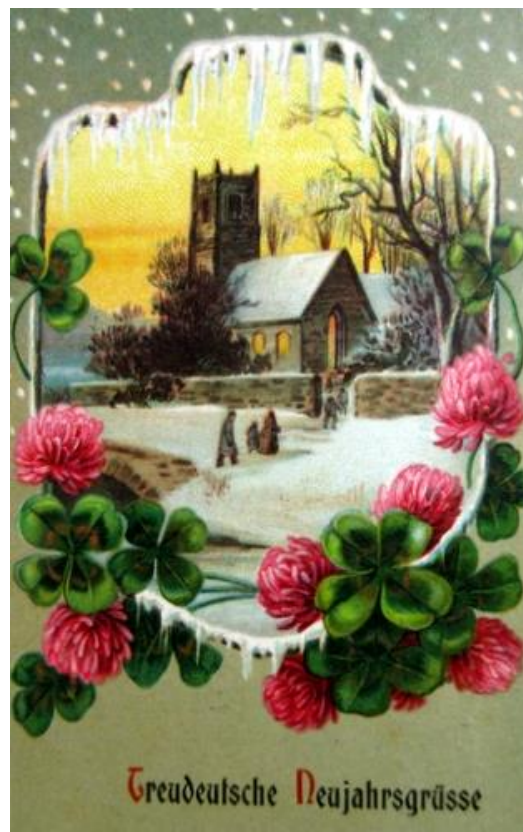
ersparte Mark wurde als Kriegsanleihe gezeichnet. Alles gehörte dem Vaterland. Frauen verrichteten Männerarbeit.

Der Kaiser hatte den Gegnern die Hand zum Frieden gereicht, die sie brüsk ausschlugen. Also warf man sein Herz getrost in das kommende Jahr hinein wie der Reiter das seine über den Abgrund, um ihm nachzusetzen. Das Jahr 2017 musste den Frieden bringen. Wir müssen in diesem Jahr die Friedensglocken läuten hören. Das war die Meinung aller. Aber dem ehernen Mund war bestimmt, ein grausigeres Lied zu singen. Kirchenglocken wurden zu Geschützrohren umgeschmolzen, zu Feuerschlünden, um Tod und Verderben zu speien. Mit stürmischem Jubelklang haben sie uns die Siege der Kriegsjahre verkündet. Den Frieden können sie uns nicht mehr einläuten. Ein eigentümliches Gefühl würgt jedem im Halse. Die so oft zum Gottesdienst riefen, die in des Lebens hoher Zeit die Paare an den Altar holten, die die für immer Verstummten auf dem letzten Weg nach Sondheim geleiteten: Sie sollten selbst verstummen.

Die Glocken mussten abgegeben werden

Die Halsheimer machten Anstalten zu einer kleinen Dorfrevolte und wollten gegen den Lehrer mit Dreschflegeln losgehen, als die Glocken abgenommen wurden. Und die Reuchelheimer Bauern zogen sie kurzerhand nachts wieder auf den Glockenstuhl. Die waren aber ebenso rasch wieder herunter, weil der Pfarrer ein vernünftiger Mann war. Und die Arnsteiner?

Die Glocken mussten geopfert werden. Darüber konnte man nicht hinaus. Aber dass sie in Stücke zerschlagen wurden, das griff an das Herz. Man sollte meinen, dem Meister hätte es wehe tun müssen, sein Werk gemordet zu sehen. Scheint aber nicht der Fall gewesen zu sein. ‚Hört ihr’s wimmern hoch vom Turm?‘ Das ist kein Sturm, das ist Jammern. Jedem, der etwas Gefühl im Leibe hatte, ging das Jammern vom Turm nach. Andere Gemeinden lieferten die Glocken auch ganz ab. Warum mussten die Arnsteiner Glocken zerschlagen werden! Man wartete nämlich das Anbringen des Hebezuges gar nicht ab. Die Stadt wollte sie ganz herabgenommen haben, weil sie sich der Hoffnung hingab, sie vielleicht doch gerettet zu sehen in letzter Stunde. Diweil es so pressierte, lagen die Brocken unwürdig dann noch wochenlang am Bahnhof herum. Das Gewicht hätte nicht gestimmt. Aber vielleicht hatte es schon zuvor nicht seine Richtigkeit, wie man munkelte. Der 13. Juli war ein schwarzer Tag. Aber es musste sein. Vor der Not des Vaterlandes hört alle Gefühlsdudelei auf.





Die Stadtkirche kann sich nicht einmal beklagen. Sie hat ihr altes Geläut erhalten. Aber Sondheim kann nun mehr bloß einstimmig ‚zusammenläuten‘, ebenso wie die protestantische Kirche.

Bloß ein Mensch schmunzelte, der Kirchner, dem die Arbeit erleichtert wurde. Er gab ohne Zucken seine metallenen Kinder her und opferte sie wie Abraham den Isaak auf dem Brandherd.

Der Abschied war schwer. Blumenbekränzt hatten sie einmal Einzug gehalten. Auf dem Schinderkarren wurden sie weggebracht. Und die Uhr? Ihr war die Zunge genommen. Sie schlug nicht mehr. Da hieß es: „Jetzt wissen wir, wieviel es geschlagen hat; es geht krumm.“ Leider ist die Volksstimme nur zu wahr geworden.

Es wurde gelogen und gestohlen

Vom Glockenturm ist nur ein Katzensprung zum Amtsgericht. Dort hat so mancher Leumund einen kleinen Riss bekommen und mancher hat etwas von seinem Ruf eingebüßt. In jener Zeit fiel im Landtag das Wort: „Wer mit den zugemessenen Rationen auskommen soll, kommt entweder ins Zuchthaus oder Irrenhaus oder Leichenhaus.“ Hier starb niemand an Unterernährung und hungrig hat sich auch niemand in die Federn gelegt. Also bleibt das Irrenhaus und das ‚Moschele‘ (Anm.: hier: unaufgeräumte Wohnung). Das Zuchthaus allerdings haben manche leicht gestreift, namentlich Preistreiber und Hamsterer.

Gestohlen wurde wie bei den Ratzen. Leute, die keinen Baum auf der weiten Flur hatten, lieferten Fallobst zentnerweise ab. Dabei warteten sie nicht einmal Regen und Sturm ab. Ein heute unbekanntes Möbelstück war der Lampenzylinder. Dank der hellen Erleuchtung im Oberstübchen so mancher Stadtväter saßen wir ja des Abends noch bei ‚der Lampe trauten Schein‘. Der Zylinder sollte die Dochtflamme zähmen und den Strahlenkranz zu einer gleichförmigen Flamme zusammenbündeln. Wenn aber Langfinger die Zylinder stahlen, dass eine Neubeschaffung unmöglich war, dann war der Ruß Trumpf. Sie gingen zwar dorthin, wo sie ihre berußte Seele hätten reinwaschen sollen, in den Beichtstuhl, aber nur um dort die Decke des alten Herren zu holen. Alles war ihnen anständig. Der Mundraub im Besonderen war an der Tagesordnung.

Im Sommer 1917 wurde eine Mühle geschlossen

Wie sagte Altmeister Busch? „Oh hüte dich vor allem Bösen! Es macht Plaisier, wenn man es ist, es macht Verdruss, wenn man's gewesen!“ Die Wahrheit dieser Worte mussten zu spät verschiedene mehlbestaubte Herrschaften erkennen. Ein Müller wurde gefragt, ob er denn kein Gewissen habe? Oh ja, sagte er, aber brauchen kann ich es nicht alleweil. Eine Mühle in der Umgegend wurde am 22. Juli ganz unkaiserlich geschlossen, weil sie für ein Pfund Mehl siebzig bis neunzig Pfennige verlangte. Einem Bäcker wurde der Backofen kaltgestellt, weil der Besitzer Mehlscheine gefälscht und Brot und Mehl zu hohem Preis veräußert hatte. Strafen hagelte es nach Noten und wären knüppeldick geflogen, wenn alle Munkeleien angezeigt worden wären, wozu unter Gewährung von Geldprämien aufgefordert wurde. Denn ein guter Mensch gibt gerne acht, ob auch der andere was Böses macht. Und da man nicht wissen konnte, in welchem Schuh man selbst am kommenden Tag stecken würde, spielte man den wirklich geheimen Rat unter der Haustüre, lief aber nicht zum Kadi. Und wiederum eine Mühle wurde mit siebzig Mark Strafe geölt, weil sie keine Eier abgeliefert hatte. Anzeigengelder für Geheimschlachtungen blieben ohne Erfolg. Sonst hätte es vielleicht beim nächsten Mal keine Gretelsuppe gegeben. Menschliches - Allzumenschliches.



Zwei zeitgemäß umgebogene Sprichwörter lauteten: ‚Gehe auf's Land und ernähre dich unredlich!‘ - ‚Hamstere in der Zeit, so hast du in der Not!‘ Die Städter litten Not und schnürten sich den Leibriemen von Monat zu Monat um ein Loch enger. ‚Es ist eine der schönsten Himmelsgaben, ein Dienstmädchen vom Land zu haben‘, hieß es. Doch wie viele konnten sich noch einen Esser am Brotkorb erlauben? So reihte man sich allmählich ein in die Zunft der Hamsterer. Sie kamen bei stechender Hitze, bei Bindfadenregen mit Rucksack, Koffern, Schachteln von unheimlicher Größe. Anfänglich waren es einzelne schüchterne Versuche. Als man aber ein williges Erntefeld zum Abgrasen fand, wuchs die Zahl von Woche zu Woche und schließlich fielen sie wie Heuschrecken ein. Sechzig und siebzig an einem Tag war nichts Seltenes. Aus Hanau, Frankfurt, bis Mainz fanden sie das Werntal.

Anfänglich waren es Selbstversorger. Das war begreiflich und verzeihlich. Der Hunger tut weh und einer Mutter doppelt, wenn Kinderarme sich nach einem Stück Brot recken. Aber die Händler! Dabei waren es weniger Männer, hauptsächlich Frauen mit dicken Brieftaschen und im Herbst sogar schulpflichtige Jungen. Alles war ihnen anständig: Brot, Mehl, Erbsen, Linsen, Eier, Butter, Kartoffeln, Fleisch, Geräuchertes usw.

Die Bauern sahen jetzt eine Chance, Geld zu verdienen

Viele Bauersfrauen hatten in der ersten Zeit Mitleid. Dann aber als sie ‚Blut gerochen‘ - Geld gesehen - hatten, erwachte die Gier. Man stellte sich, als hätte man nichts, bis die unverschämtesten Preise geboten wurden. „Mr hömm ners!“ Und lauerte, bis das Angebot bis zum Schlot gestiegen war. Dabei waren die Bauern vielfach der Meinung, es sei nicht strafbar, weil sie ja keinen Preis gemacht hätten, der über dem Höchstpreis gelegen war. „Is mr gebote worn, worüm solls i net näm?“ So absolvierten die Schlitzohren das staatliche Gewissen; denn das religiöse war längst beim Teufel. Und vielfach gerade bei solchen Frauen, die die längsten und dicksten Rosenkränze zur Schau um die Finger gewickelt trugen und scheinheilig an den Rosmarinstängel im Gebetbuch rochen, wenn der Rauch der mangelnden Nächstenliebe doch in die Nase stank. Höchstpreise für ein Ei waren 16 Pfennige. Ohne mit der Wimper zu zucken, wurden dreißig und vierzig Pfennige genommen; für einen Laib Brot drei Mark und mehr; für ein Pfund Geräuchertes fünf, sechs, sieben und



acht Mark. Ein Pfund Schinken brachte fünfzehn Mark und mehr.

Das geräucherte Fleisch war im Kriegsjahr 1917 die Haupteinnahmequelle für die Bauern. Darum nahm das Schwarzschlachten in himmelschreiender Weise zu. Anzeigen waren nicht zu befürchten. Der Nachbar machte es um kein Haar anders. Und wenn einer schimpfte, geschah es nur aus purem Neid, weil der andere noch höhere Preise erzielte. Denn ‚sündhaft ist der Mensch in seinem Drange‘. Der Rotlauf in vielen Dörfern machte dem Geschäfte keinen Abbruch. Der Wasenmeister machte Bankrott! Alles Fleisch verschwand heimlich in den Schweinehimmel und in die Räucherhölle und dann als echtes Bauerngeselchtes in die Frankfurter, Hanauer und Mainzer Mägen.

Die Gendarmerie passt auf

Aber ‚es ist im Leben hässlich eingerichtet, dass an dem Bahnsteig die Gendarmen stehn‘. Man stieg den Hamsterern auf die Haube. Da blieben die Hamsterer oft viele Stunden vor dem Städtchen, um den Nachtzug abzuwarten in der Meinung, so ihrer Beute sicher zu sein. Das half aber auch nicht immer; denn auch in Gemüden war man auf der Lauer. Am ärgsten war es im Februar und März 1918, da der Wachtmeister krank und Gendarmeriekommissär Schwarz den ganzen Dienst allein versehen musste, also beim besten Willen nicht überall zu gleicher Zeit sein konnte. Da verschrieb man sich eine

Hilfskraft und nun ging man dem unverschämten Treiben der Hamsterer und ihrer Lieferanten an den Kragen.

An einem Tag allein (14. März) wurden an und in der Bahn sechs Zentner Mehl, 25 Pfund Gries, ein Zentner Hülsenfrüchte, zwanzig Pfund Fett, mehrere hundert Eier, ein ganzes Lamm, viele Pfund Fleisch abgenommen. Alle Künste und Listen, in denen namentlich die hamsternden Frauen erfinderisch waren, halfen nichts. Bei einem armen Teufel drückte dabei die Polizei die Augen zu, wenn man ihm ansah, dass er nicht gewerbsmäßig in das Arnsteiner Land, in dem Milch und Honig fließen, gekommen war.



Schön rund
und dick und
mit

‚Herzensbildung‘, mit einem Umfang vom Kap der Guten Hoffnung wälzten sie schwerfällig einher und schwitzten pustend auf. Schlupfhosen sind eine Erfindung neuerer Zeit! Aber ein flacher Strich an der Hinter- und Vorderfront entlang genügte meist, um die Heimlichkeiten zu entdecken. „Und bist du nicht willig, so brauch‘ ich Gewalt!“ sagte eine bereitstehende Hilfs- und Untersuchungsperson. Und erleichtert, aber noch immer schwer atmend, konnten die Schmugglerinnen weiterreisen. Geld, Ware, Zeit verloren. Aber sie versuchten ihr Glück immer wieder. Denn der lockende Gewinn bei unseren nördlichen deutschen Brüdern, bei denen Geld keine Rolle spielte, lockte zu neuen Taten und reizte zu neuen Methoden. Eine Frau band sich z.B. (lieber Leserin, erröte nicht) die Unterhosen zu und versteckte darin die Eier, eine andere - Salve venia! (Anm: Ich bitte um Verzeihung) - trug einen Schinken zwischen den Beinen. Verhüll, oh Himmel, schauernd dich!

Die Schwarzmarkthändler feiern Triumphe

Eine andere List bestand darin, dass man beurlaubte Soldaten mitnahm, die dann so taten, als gingen sie zur Front und die schwer bepackt einherstapften, während der ‚Unternehmer‘ mit einem kleinen Paketchen ganz zufällig nebenherging. Auch das war bald erkannt.

Und welche Unmengen liefen anfänglich in Postpaketen über die weißblaue Grenze! Einfach unglaublich! Dem schob aber Bayern später einen Riegel vor, indem alle über Bayern

hinausgehenden Postpakete in Würzburg untersucht wurden. Alle Lebensmittel wurden entnommen und dem Kommunalverband überwiesen. Die leeren Schachteln traten die Weiterreise an.

Da fuhren manche mit den Postpaketen bis Jossa (Anm: Grenzort zu Bayern in Hessen) und übergaben sie dort der preußischen Post. Andere nahmen Fuhrwerke bis Goldbach und gingen auf Feldwegen stundenweit bis zur hessischen oder preußischen Grenze, sofern nicht schon in Goldbach die Helfer bereitstanden. Diesen Weg nahm viel Fleisch aus Arnstein. Auch einer Metzgerei wurde das stark, sehr stark nachgeredet. Ob mit Recht oder Unrecht, das sei dahingestellt. Eigentümlich war, dass alle Schweine auf vier Beinen in die Metzgerei liefen. Nie aber konnte man Schweinefleisch und zu allerletzt ein Stückchen vom Schlegel erhalten. Ja, musste denn wirklich alles verwurstet werden? Und wohin kamen die Würste? Gegessen wurden sie wohl, aber die Arnsteiner verdarben ihren Magen nicht damit. Es kam selten ein Schnippelchen an sie und dann zahlten sie nicht die Wucherpreise, die die Hamsterer anlegten.

Hamsterer sind aktiv

Alles hängt am Geld und drängt nach Geld und dieses treibt das Gewissen auf wie einen Luftballon, namentlich bei so manchem und nicht zu wenigen Müllern, auch selbst, wenn sie für den Kommunalverband mahnten. Die Strafe eines mehrmaligen Mühlschlüssels half auch nichts. Der Entgang an Verdienst wurde leicht bei der nächsten Gelegenheit mit hundert Prozent Zinsen eingebracht, wenn man danach ein Pfund Mehl um achtzig Pfennige oder eine Mark heimlich und in nicht zu knappen Mengen verkaufte. Da freute man sich kaiserlich, dass man der Behörde – an das Volkswohl dachte solch ein Patriot gar nicht – ein Schnippchen schlug, das so gewinnbringend war.



„Es ist ein Spruch von alters her: Wer Sorgen hat, hat auch Likör!“ Und Sorgen hatten wir alle. Aber nicht Likör. Denn der Schnaps war ein gesuchter Artikel, der dem freihändigen Verkauf entzogen war. Höchstpreise? Lächerlich! Ein Bruder bekam ihn höchstens für zwölf Mark und der Freund um fünfzehn oder sechzehn Mark. Da konnte man schon seinen Katechismus auf den Schrank legen. Wer da so etliche Fässer heimlich nach Würzburg brachte, konnte sich die Hände reiben. Aber leider gelang es nicht immer, auch wenn die Fuhr mit Körben und Holzscheiten maskiert und bei Schneesturm oder bei Nacht und Nebel fuhr. „Denn das Auge des Gesetzes wacht!“ Machte man solche Geschäfte noch in der Eigenschaft als Kommunalauftäufer, so ging es umso leichter. Aber auch hier zerbrach einmal der Krug. „Und sündhaft ist der Mensch in seinem Drange.“

Schieber, Wucherer, Hamsterer – dies waren die Helfershelfer unserer Feinde. Sie mussten auf die Knie gezwungen werden, wenn sie uns nicht mit Friedensbereitschaft entgegenkommen wollten. Und das wollten sie nicht. Die Front stand; der Feind war nicht ins Land gekommen, Hab und Gut nicht verbrannt. Der deutsche Soldat wusste Eltern und Geschwister nicht in Elend, wusste Mutter und Schwester nicht zuchtlosem Morden preisgegeben. Er wusste, alles wieder so anzutreffen, wie er die Heimat verlassen hatte. Draußen im Feindesland, wo die Äcker nicht vom Pflug gefurcht, sondern von mörderischen Geschossen zerwühlt sind, wo statt der Wälder nur elende Baumstümpfe anklagend sich in die Höhe recken, wo nur Schutt und Trümmer die Stelle bezeichnen, so sonst Menschen wohnten und arbeiteten, der Garten, in dem er als Kind gespielt, die Kirche, in der sich Freud und Leid des Menschendaseins in fromme Schauer gelöst hatten, all diesen Stätten, mit denen sein Leben verwachsen war, mussten die Gräuel der Verwüstung, die er draußen um sich sah, erspart bleiben, dafür, für den Rauch des Heimatherdes hielt er Schildwache.

Der Zar dankte ab – neue Hoffnung auf Frieden

Im März 1917 brach in Russland die Revolution aus. Der Zar musste abdanken. Nun schoss die Hoffnung jäh in Blüte. Jetzt geht es dem Ende zu. Eine neue Krieganleihe wurde aufgelegt. Alles stülpte den Hosensack um. Das Feldheer gab Urlaub bei Zeichnungen draußen. Und das Ergebnis war wieder ein voller Erfolg. Als aber nach Krieganleiheschluss die russischen Friedensglocken nicht bimmelten, gleich waren Bauern und andere bei der Hand: „Ja, gelt, jetzt hömme wieder Gald, hetz geht der Krieg weiter!“ „Lauter Schwindel!“





Russland wurde Republik. Aber das revolutionäre Russland führte den Krieg auch weiter. Von den Westmächten dazu aufgestachelt. Die suchten Russland von einem Waffenstillstand abzuhalten. Da brachte das deutsche Schwert die ganze russische Stellung vom Süden bis zum Norden ins Wanken. Die Einnahme von Petersburg stand greifbar nahe. Da schloss Lenin den Frieden von Brest-Litowsk. Deutschlands militärische Lage ist in diesem Frühjahr durchaus günstig. Die Fahnen flatterten wieder einmal, wenn auch etwas schüchtern. Man war vorsichtig geworden. Man glaubt nun sicher, dass ein Großteil der Truppen nach dem Westen kommen wird, um auch dort den Krieg zu beenden. Aber zahlreiche Truppen blieben durch die Besetzung des ungeheuren Gebietes im Osten gebunden.

Die Front hält überall. Rumänien und Serbien sind in der Hand der Mittelmächte. Der U-Boot-Krieg bringt große Erfolge. Russland scheidet als Gegner aus. Es wird zu einem

guten Ende kommen.

Einschränkungen überall

Zu diesem Erfolg aber musste in der Heimat alles an den gleichen Strick ziehen. War das der Fall?

Um auch der Nachwelt einen kleinen Begriff von den Einschränkungen und Entbehrungen zu geben, welche sich im Laufe der Kriegsjahre auf die Zivilbevölkerung immer drückender herabsenkten, sei zunächst etwas näher auf die Steuerung der Magenfrage eingegangen:

Am 8. März 1917 fand ein Vortrag im ‚Löwen‘ statt: ‚Fabrikbevölkerung in Not‘. Die Landbevölkerung wurde zuerst etwas gestreichelt; dann aber wurde etwas dicker aufgetragen. Wenn sie weiterhin ihren Sack so fest zuschnüre, könnte der Augenblick kommen, wo kein Schinken zu hoch, kein Ei zu tief versteckt, kein Mehl zu schwer und keine Butter zu weich sei für ausgemergelte Fäuste. Das war deutlich! Und wenn der Vortragende auch mit tausend Zungen geredet, es war alles in den Wind gesprochen. Die draußen zahlen den Blutzoll. Daheim gab es Kreise, die daran verdienten. Manche Kaufleute waren so hochnäsiger, wenn man den Laden betrat, als wollte man Bettlerhände ausstrecken. Sie vergaßen die Zeiten, wo sie die Kunden auf der Marktstraße an der Achsel an den Ladentisch kitzelten. Diese Zeiten würden auch wiederkommen, aber dann! Und die Bauern machten sich erst recht gesund. An einem Wirtstisch wurde das oft gesagt: „Ein Bauer, der im Krieg seine Schulden nicht zahlt und auch sonst noch was übrighat, dem ist nicht zu helfen.“ Und so war es in der Tat – hie und da fielen sie auch selbst herein. So kam ein

‚Feldherr‘ in einen hiesigen Laden und fragte, bevor er seine Einkaufswünsche äußerte, ob Butter dagegen genommen würde. Aber selbstverständlich! Eine fette Hand ist immer willkommen. Und der Preis? Nicht das äußerste, ungefähr acht Mark. Man wurde handelseinig. Die acht Mark wurden auf die Gegenrechnung geschlagen und der Bauer war lackiert. Man lachte und es war doch blutiger Ernst. Das war die neue Moral.

Höchstpreise gelten immer für andere

Höchstpreise - ein schönes Wort! Wer aber so gutgläubig war und meinte, teurer könne es nun nicht sein, hatte die Zeit verschlafen. Nein, drunter gab es nichts. Der Höchstpreis war der niedrigste Preis. Das war Glaubens- und Handelssatz bei Pontius und Pilatus. Nur Ladengeschäfte mussten sich – viele zu ihrem größten Leidwesen – daranhalten. Aber sonst? Gibst du nicht so viel, dann eben ein anderer. Das war das Gebaren besonders bei vielen Bauersfrauen, die sonst in Frömmigkeit überliefen.

Das Fleisch ging den Weg allen Fleisches. Aber Schweinernes gehörte zu den Raritäten. In edler Großmut lieferte der Kommunalverband an Pfingsten als Pfingstochsen einen alten Tausch. Lästereien wollten wissen, dass die schönen fetten Rinder Eisenbahn fahren durften. Wurst war so gut wie nicht zu haben.



Und wenn einmal, dann war sie in Blut geschwommen. Wo war der Speck? Mit dem wurden Mäuse gefangen. Ein saurer Blitz soll dreinschlagen, so schwarz war die Wurst! Und oftmals hatte sie noch als Dreingabe ein kleines Rüchlein. Warum? Das kam von der unverständlichen Verteilung. In einer Woche wurde einmal ein Rind zugewiesen, in der anderen Woche vielleicht ein halbes Schwein. Blut und Abfall wurden so fast acht Tage aufgehoben zum Verwursten. Kein Wunder also, wenn die Wurst von ‚hervorragender Qualität‘ war. Und trotzdem gab es nur ‚so viel Vorrat reicht!‘, weil eben Hunger Bratwürste hineintreibt.

Man ging auf die Suche nach Ersatz. Schneegänse waren am 12. Februar in großer Anzahl auf der Heugrumbacher Wiese niedergegangen. Vorboten eines kalten Winters, wenn sie südwärts zogen. Sie flogen zurück. Der Winter war im Abziehen. Ob sie wohl einen fetten Braten abgegeben hätten? Zäh wie Hosenleder auf jeden Fall. Wer dachte da nicht an die Kirchweihgänse seligen Angedenkens? Aber es kostete ja schon ein dürres Graspänschen 25 Mark und dann erst eine feiste Martinsgans. Ein Hering wurde am 6. März vom Kommunalverband in großmütiger Geberlaune um 63 Pfennige angeboten. Und das Volksnahrungsmittel, die Hasenkühe (Stallhasen): Aber die hohen Preise machten es schon

minderbemittelten Leuten unmöglich, sie auf den Tisch zu bringen. Schinken kostete am 7. August das Pfund zehn Mark, Schweinefleisch sechs Mark und Fett vier Mark fünfzig. Im Mai gab es Zusatzmarken für jene, welche gar nicht oder nur vor sehr langer Zeit einmal geschlachtet hatten. Da setzte ein Gelaufe ein von Leuten, die sonst wenig oder gar kein Fleisch holten. Notschlachtungen gab es nach wie vor am laufenden Band und wenn das der hohe Kommissar nicht glaubte, dann hagelte es Anzüglichkeiten, die in ihrer Zahl Data und Abiram (Anmerkung: Ein Rubeniter, der an einer Verschwörung gegen Moses und Aaron teilnahm), die Moses mehr als beschimpft hatten. Ende Februar wurde nämlich eine Fleischbestandserhebung durchgeführt. Aber richtig eingeschlagen hat es erst am 11. Oktober. Da wurde Vieh enteignet! Und die Schelle vom Wachtmeister Söhnlein jammerte herzerweichend in den Bauernhöfen und Ställen. Klar: Nun konnte der Gewichtspreis nicht umgangen werden. Tränkgeld, Stallgeld, Standgeld war verfliegen. Ein Überpreis von zweihundert bis dreihundert Mark war durch die Finger gegangen. Man hatte doch dem Kind den richtigen Namen gegeben. Dabei war der Schinder arbeitslos geworden. Ein Opfer der hungrigen Städter.

Bauernschädel sind wie dicke Mauern

Waren weniger Kühe im Stall, gab es weniger Milch, ganz natürlich. Am 1. Januar 1917 hatte folgende Regelung Gültigkeit: Eine Kuh war frei. Von den anderen mussten jeweils á wöchentlich ein Pfund Butter oder zehn Liter Milch abgeliefert werden. Die Butter war an den Aufkäufer Schlesinger, die Milch in die Molkerei zu liefern. Was einen Bauern zu dem Stoßseufzer veranlasste: „Sie wölle sich efach unner das Euter hock und sah, wie viele Sprutz draus gehn.“ Die Ablieferung von Butter war in Arnstein schlechter als anderswo. Da wandte man nach bekanntem Rezept Zuckerbrot und Peitsche an. Behördlicherseits wurde der Daumen darauf gedrückt. Die magistratische Schelle bimmelte es den Butterfässern in die Ohren, ihre Vaterlandsliebe sei keinen Pfifferling wert. Die Kirche salbte mit christlichen Ermahnungen. Alles umsonst! Da drohte der Staat im April mit Zuckerentzug und erzielte wenigstens einen Anfangserfolg. Bauernschädel sind wie dicke Mauern.



Der Freitag war früher ein beliebter Tag der Fastenspeise wegen. Aber jetzt: Das Weckmehl war im Februar so schwarz wie die Seele eines Kriegswucherers. Was wurde aus dem herrlichen Weizenkorn gemacht? 94 % Mehl, vier Prozent Staub und zwei Prozent Kleie. Die Versuche mit 94-prozentigem Mehl gaben ein schauerliches Gebäck. „Kein Brot, kein Tätscher, was ich aß – zum Donnerwetter, wie schmeckt denn das?“

„Einst schritten wir zwischen Ährenfelder gedankenlos nur unsere Bahn – heute sehen wir die goldenen Wogen mit Liebe, Sorge und Hoffnung an.“ Denn was der Krieg uns auch genommen, er hat uns Ehrfurcht vor dem Brot gegeben.

Es wurde alles viel teurer

Im März gab es für vier Wochen fünfzehn Pfund Roggenbrot oder 12,4 Pfund Weizenbrot, eineinhalb Pfund Zucker, vier Eier und dreiviertel Pfund Butter. Am 1. April kostete ein Laib Brot 1,25 Mark. Ende Mai gab's viel Magen- und Darmkranke - die Folge des vorzüglichen Brotes einiger Bäcker! Fingerdicker Schimmel wuchs auf den Krumen. Wer nie sein Brot mit Tränen aß, der kannte unser Kriegsbrot nicht. Man munkelte von Beimischung von Dotschenmehl (Anm.: Mehl der Futterrübe). Die Bäcker behaupteten, das Mehl sei nicht gepatzt. Das glaubte der Herodes. Die vierte Bitte des Vaterunsers wurde noch nie mit solcher Inbrunst gebetet. Aber an ein solches Brot dachte niemand. Mit Neid ging man an den Bauernhöfen vorüber, wo auf dem Tisch das Brot weiß wie Kuchen lag. Und wir mussten froh sein, um teures Geld, die vom ff Kommunalverband hergestellten schimmeligen Batzen zu bekommen. Es ließ sich nicht einmal schneiden, sondern brach in Brocken auseinander. Wer noch Mehl auf Schleichwegen erstand, konnte sich anfänglich noch Plootz backen lassen. Aber auch dem heimlichen Kuchenbacken wurde ein Riegel vorgeschoben; denn ab 15. September 1917 gab es auch keine Hefe mehr. Aber trotzdem breitete sich über das Backverbot der Mantel der christlichen Nächstenliebe so groß wie der Bodensee aus.



Das Leben wurde einem wirklich sauer gemacht. Die Einmachzeit rückte heran. Da gab es

Einmachzucker, zwei Pfund. In anderen Bezirken spendierte man drei und vier Pfund. Wenn es dort möglich war, warum nicht im Bezirk Karlstadt? Und obendrein hintennach, wenn die Johannisbeeren und Kirschen schon überständig waren! Welch hohe Weisheit der Verteilungsschlüssel schwang, begriff unser beschränkter Untertanenverstand nicht. Schon beim Austeilen der Zuckermarken am 2. Juni ging es ‚hoch‘ her: Wer noch nie das Arnsteiner Hochdeutsch gehört, hatte im Rathaus Gelegenheit in reichlichem Maße. Und wer am Ausgabetag vor dem Ladentisch das Pech hatte, der Letzte zu sein – und einer war das immer – der rutschte eben leer aus. Von einem Achselzucken hatte er nichts. ‚Nitschewoi!‘ – Dieses russische Wort hatte sich bald eingebürgert. Die Sache klappte nie und hatte irgendwo ein Loch. Es wurde nach Gefühl ausgeteilt und nicht nach feststehender Liste, in

schon davon? Die welschen Nüsse wurden beschlagnahmt. Der Erzeuger durfte hundert Stück pro Nase für sich behalten. Was lässt sich aber machen, wenn man im Einmaleins etwas schwach ist und aus hundert nun zweitausend wird. Abgeliefert wurde kein Tütenürle.

Ja, wenn man nur etwas gehabt hätte, seinen Zorn hinunter zu schwemmen! Bier? Weiß der Teufel, was mit ihm los ist. Am Wasser kann es doch nicht liegen. Es ist doch dünn genug. Und dabei ist manches so dunkel wie die Nacht. Brauers Selbsttäuschung! Es kugelt im Bauch herum wie die bekannten Wackersteine im Märchen vom Wolf und den sieben Geißlein. Solange die Maßkrüge noch Deckel hatten, brauchte man es wenigstens nicht anschauen. Als aber am 20. Juni die Deckel abgeliefert werden mussten, glotzte es einem in seiner ganzen Armseligkeit auch noch an.

Selbst der Wein war jetzt Mangelware

Aber dafür liegt im Wein Wahrheit! Sapperlot, aber eine teuer erkaufte Wahrheit! Um einen Preis, um den man sich früher einen patriotischen Gastfrühschoppen leisten konnte, bekam man jetzt ein Schöppele und das war mit Apothekermaß gemessen. Dabei kochten das Jahr 1917 die Reben ein Gewächs, das aber gewöhnliche Sterbliche nicht leerten. Wer jetzt zum Wein ging, musste schon ein Kriegsgewinnler sein. Und an solchen fehlte es auch hier nicht.



Aber der Himmel hatte ein Einsehen und schenkte dafür eine große Menge Apfelwein, der jedoch im sicheren Hauskeller der ländlichen Bevölkerung lagerte, die so gemütlich den Winter hinterm Häfele zubringen konnte. Im Wirtshaus sah man selten einen; er war ebenfalls nicht billig und dazu in

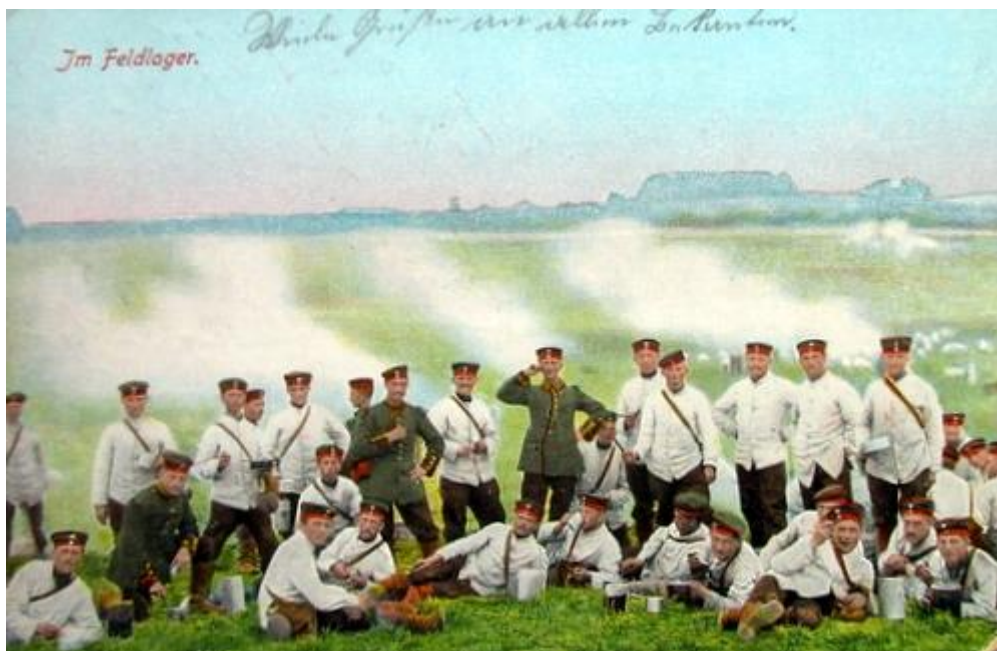
bedenklicher Nähe der Wasserleitung aufgebaut.

Und weil wir gerade beim Wasser sind, so sei auch da gesagt, dass es unheimlich verfälscht wurde und zwar in Form von Limonade, die auch aus zwei heimatlichen Quellen floss. Da gab es Himbeer-, Erdbeer- und Zitronenlimonade. Aber darin war kein Tausendstel Himbeere, Erdbeere oder Zitrone. Farbe und nichts als Farbe. Und doch wurde geradezu unheimliche Mengen dieses Zeugs verkauft und mitten im Winter. Brr! Blau drehten sich herum die ‚Därmer‘. Oh, wir armen Würmer! „Woh“, sagten viele: „haste Durscht, mir ist alles wurscht!“ Solche konnten eben kein reines Brunnenwasser trinken. Alle aber waren sich einig in dem Schwur: „Am Friedensfest, da trinken wir Bier, Wein und Schnaps – und von allem das Allerbeste!“

Viele Sorgen – doch keinen Likör mehr

Wie gut bekam doch sonst, wenn man etwas Fettes gegessen oder einen im Magen nicht extra war, so ein kleines Würfle Schnaps. Jetzt bekommst du aber nichts Fettes und zweitens stellte sich auch, dank der weisen Anordnungen unseres Kriegsernährungsamtes von selbst selten sich überfüllter Magen ein. Wohl ist ‚Ein Spruch von alters her, wer Sorgen hat, hat auch Likör‘. Sorgen, ja Sorgen hatten wir zum Brechen voll. Aber Schnaps, obwohl – es geschahen Zeichen und Wunder – am 17. Februar 1917 die Höchstpreise von zwölf auf acht Mark zurückgegangen waren, blieb unsichtbar.

Und gar die edle Blüte der Schnapsbrennerei, der Arrak. Wie ein Sang aus fernen Welten mutete das Wort an. Auf solche Sachen verzichtete man aus Heroismus im heimatlichen Schützengraben. Aber so hie und da im hunds kalten Winter 1917 wäre eine Tasse Tee mit einem Löffel Arrak nicht von schlechten Eltern gewesen. Aber Tee, ade! Unser Erzeugnis aus Erdbeer-, Himbeer- und Traubenblättern mag ja für unsere Frauenwelt mit Milch genossen als eine Vorspiegelung falscher Tatsachen gelten, abgesehen davon, dass das Zeug, das man umsonst holen konnte, in dem zudem auch noch für achtzig Pfennige die Packung verkauft wurde. Aber der, der unter Tee etwas Arrak mit Tee verstand, verhüllte vor Schmerz sein Antlitz.



Weil wir gerade von den Entbehrungen der Männer sprechen: Noch ein Wort zum Kapitel ‚Rauch‘. Es gab jetzt nikotinfreie Zigarren und Tabak. Mit Fluchen und doch herzlicher

Andacht, mit Schmerzensseufzern, sie könnte noch schofler werden, sog man den Rauch durch die Nase. Die Heldentaten der Jugend: Nussblätter und Kartoffelkraut, so man dazumal in Schluttenwurzeln rauchte, sie wurden zur unholden Wirklichkeit. Mir scheint, die Väter der Kriegstabakverordnungen waren in ihrer Jugend auch nicht hinter dem Ofen gesessen. Oh Tabak, oh Tabak, was bist du für ein Schubiak! (Anmerkung: niederträchtiger Betrüger). Ein Kraut, das zum Himmel stinkt: Huflattich! Ihr Engländer, das allein schon kostet Rache. Es war eine allgemeine Erscheinung, dass auch solche, die vorher nicht rauchten, jetzt aus Nervosität einen Glimmstängel in den Mundwinkel nehmen. Früher saß die Zigarrentasche locker. Der Zauber war längst vorüber. Auch die Schnupftabaksdose kreiste nicht mehr. Zigarren, die man früher nur in stiller Einsamkeit auf Bergeshöhen schmauchte, werden nun bester Gesellschaft mit Wohlbehagen vorgeraucht. Der Mensch

kommt runter! Eine Zwölf-Pfennig-Zigarre - welche Wandlung erfuhr sie im Laufe der Jahre: 1914 rauchte sie der Offizier, 1915 der Unteroffizier, 1916 der Mann, 1917 benutzte sie der Flieger zum Abwerfen. Wer eine fand und sie rauchte oder nur in ihren Rauch kam, der war kampfunfähig.

Der Krieg wurde zur Materialschlacht

Wenn es nur unsere Gegner gewesen wären. Der Feindbund verfügte über ungeheure Materialquellen. Der Krieg war zur großen Materialschlacht geworden. Bei Verdun, am Damenweg, in Flandern, besonders aber in der großen Tankschlacht von Camorai zeigte sich, welche ungeheuren Mittel unsere Feinde in der Hinterhand hatten. Hier griffen in einer Frontbreite von sieben Meter allein vierhundert Tanks an. Sie bewegten sich heran wie aufgezugene Uhrwerke, alle Draht Hindernisse überwindend. Aber den Durchbruch erzwingen sie nicht. Hindenburg hat die Front zurückgenommen in die ‚Siegfriedstellung‘ (Anmerkung: Diese war eine Defensivstellung der deutschen Truppen an der Westfront von März 1917 bis Oktober 1918). Sieger wird der bleiben, der am längsten aushält, der Not und Hunger am längsten erträgt. Im Süden war es gelungen, den Italienern einen wuchtigen Schlag zu versetzen und sie weit ins eigene Land zurückzuwerfen. Trotz aller Erfolge aber wird der Krieg für die Mittelmächte immer ungewisser. Der Schatten Amerikas taucht auf. An die Stelle Russlands waren die Vereinigten Staaten von Amerika mit ihrem ungeheuren Menschen- und Kriegsmaterial getreten.



Als im Vorjahr Rumänien in das Kriegsspiel eingegriffen hatte, war man so abgebrüht, dass man sagte, es geht jetzt in einem Aufwaschen dahin. Doch nun Amerika! Da bekam man doch einen bitteren

Geschmack auf die Zunge. Man vertraute den U-Booten, die eine Überquerung des Atlantiks vereiteln würden. Da fiel Bagdad. Die Engländer rückten auf Jerusalem. Das dämpfte schwer. Da wollte auch starke Herzen Bangigkeit überfallen. Das war ein Futter für die Pessimisten und solche gab es auch hier. Und gar die freiwillige Räumung in Frankreich.

Österreich befand sich im Zustand der Auflösung. Kaiser Franz Joseph war 1916 gestorben. In Deutschland erfolgte ein Reichskanzlerwechsel. Die Staatsführung wackelte. Müdigkeit legte sich allmählich über das Volk. Dabei machte man den Jägern (Anmerkung: Soldatenabteilung) zum Vorwurf, sie allein wären daran schuld, wenn der Krieg so lange

dauere, weil sie immer vorgingen. Die Stimmung von 1914 war restlos aufgesaugt. Wie sollte das enden?

An der Front sprach man nur mehr von Großkampftagen. Aber auch der Kleinkrieg in der Heimat ging unerbittlich weiter. Sollte wirklich General Hunger obenauf kommen? Fast schien es so.

Die Ernte war 1917 miserabel

Die Frühjahrsbestellung musste der schlechten Witterung wegen hinausgeschoben werden. Helle Verzweiflung schlich durch die Bauernhöfe. Doch am 17. April 1917 wendete es sich zum Besten. Dann setzte im Juni und Juli eine Trockenperiode ein. Die Felder sahen jämmerlich aus. Die Rangerten (Anmerkung: Setzrüben) kamen nicht vom Fleck. Die Dürre ließ auch die bangen, die sonst achtlos an den Feldrainen vorbei stapften. Es war eine Dürre wie in dem berühmten Jahr 1893. Man spähte nach den kleinsten Wölkchen. Es wollte nicht regnen. Die Granaten an der Westfront gab man die Schuld. Sie würden alles herunterschließen. Da zogen Wolken auf. Man meinte, es müsse zu einem Gewitter kommen. Nichts von alledem! Da überzog sich vom 29. auf den 30. Juli der Himmel schwarz. Es kam zu einem kleinen Nachtgewitter, das aber gleich verpufft war. Regen – eine Nusschale voll. Und nun war er wieder gar nicht erwünscht, weil er die Erntearbeiten behinderte. Erst am 18. August kam das erste anständige Gewitter. Und wem war es zu danken? Da geisterte das Gerücht von einem Wunder durch die Gassen. Eine fromme Jungfer habe eine geweihte Kerze angebrannt und gleich hätte es geregnet. Und von dem frommen Arzt Kirchner (Anmerkung: Adam Kirchner, Kirchberg 27) sprach man, er hätte inbrünstig um Regen gebetet und der Himmel offensichtlich sein Gebet erhört. Wer es nicht glaubte, musste eine Zuckermarke abliefern. Also für künftige Wettersorgen waren wir gefeit. Es war wirklich höchste Zeit. Denn sonst hätte der General Hunger wirklich seine Geisel geschwungen. Und was in diesem Sommer auffiel, war die Tatsache, dass die Bauern einfuhren und nicht die Garben erst lang auf der Güntherwiese zum Dreschen aufschichteten, bis sie halb ausgefallen waren. Jedes Körnchen war Geldes wert. Da brach der Krieg mit der Gewohnheit von Generationen. Der Krieg als Vater aller Dinge schien sich zu bewahrheiten.

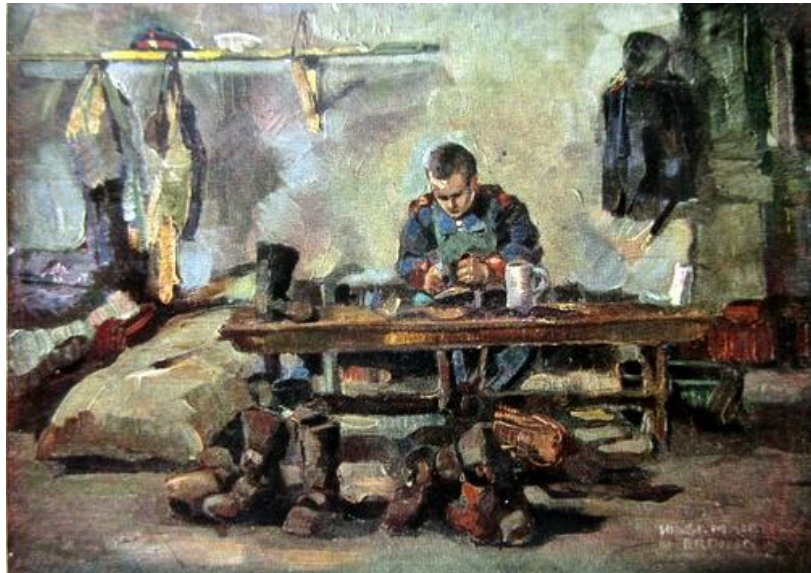
Ersatz überall, wohin man schaute. Von Ersatzreservisten bis zum Ersatzkragen. Dass unsere Truppen bei aller Heldenhaftigkeit nicht mehr denen von 1914 in der Ausbildung gleichwertig waren, lag auf der Hand. Schnellarbeit auch hier. Sie taten ihr Bestes. Ihnen



sollte nichts abgehen. Jede Wollfaser sollte ihnen gehören. Ob der äußere Adam daheim auf Politur herumließ, darauf kam es jetzt nicht an.

Auch die Kleidung wurde immer fadenscheiniger

Wer früher keine geflickte Hose und keinen geristerten (Anmerkung: mit Flickern versehenen) Schuh anzog, der lernte es. Mancher abgelegte Kleiderständer kam wieder zu Ehren. Den fadenscheinigen Mantel schlug man mit Stolz um den Leib. Und wenn man wie ein Handwerksbursche daherkam, dem Herrn Nachbarn ging es um kein Haar anders. Eine edle Haltung und ein stolzer Gang hob das Ganze. Aber kragenlos, nein, das ging nicht. Nun mangelte aber auch die Stärke. Wer früher mit schlappem Kragen oder schlotteriger Brust oder gar ohne Manschetten daherkam, dessen Kinderstube verlegte man nach Hinterpommern. Und auf einmal fand man den weichen Kragen gut und bequem. Die Klosterfrauen mit ihren gestärkten Hauben und Flügeln hatten natürlich ihre liebe Not. Klein beigeben in der Befolgung ihrer Ordensregeln wollten sie nicht. Da machte auch hier die Not erfinderisch: Sie gewannen ihre Stärke aus Kastanien. Und wer von der Herrenwelt um keinen Preis vom steifen Kragen abgehen wollte, musste zum Papierkragen greifen. Er glänzte und war abwaschbar und dabei unter aller Kanone. Und ließ man ihn etwas länger im Wasser, dann verwandelte er sich zuletzt in eine schleimige Masse.



Aber auch mit dem Papier hatte es nach und nach einen Haken. Papiernot, nur nicht bei den Behörden. Von dieser Seite regnete es

Papier in Wolkenbrüchen herab. Kein Wunder, dass für andere Zwecke keines mehr übrig war und auch unser Echinger (Anm.: Herausgeber der Werntal-Zeitung) musste arbeiten. Das Zeitungsgewerbe kam in eine üble Lage. Der Krieg, der auf der einen Seite Großes baute und auf der anderen zerstörte, machte auch vor kleinen Betrieben nicht Halt. Die Werntal-Zeitung erschien nur noch dreimal in der Woche. Ein Gutes hatte ja die Maßnahme: Sie gönnte unserem guten Redaktionsverleger und Drucker, der schon drei Jahre an Personalmangel litt, endlich ein bisschen Ruhe, dass er dann später mit neuer Kraft Papierschere und Kleistertopf und Rotstift schwingen konnte.

Selbst die Lumpenfrau nagte am Hungertuch

Die Lumpenfrau nagte auch am Hungertuch, falls dieses nicht auch schon aus Papier war. Denn wer lieferte noch Lumpen zur Papierherstellung ab, wenn man sie als Räuberzivil noch trug? In den Gasthäusern gab es längst keine Tischtücher mehr und beim Bader wurde die Serviette immer kleiner, bis eines Tages ein Stück Papier an ihre Stelle trat. Zuletzt musste

der Kunde alles selbst mitbringen: Wäsche und Seife. Letztere war ein teurer Artikel geworden: ein Pfund kostete am 7. März 1917 vier Mark und am 1. Juni 4,50 Mark. Tüten mussten zum Einkaufen der wenigen Habseligkeiten mitgebracht werden oder sie wurden verrechnet.

Kleidermangel allerorten

Der Adam kam wirklich herunter. Jetzt wurde sogar den Erwachsenen das Barfußlaufen empfohlen. Ledermangel! Aber auch bei unseren Gegnern. Aber barfuß und Dünnbein! Und siehe: strumpflos in den Halbschuhen wenigstens ging auch. Leder allerdings wurde nichts eingespart. Die Nägel der Schuhe waren auch ein kostspieliger Spaß geworden; denn ein Pfund Schuhnägel kostete beim Holländer neun Mark; eine Rolle Leinenfaden statt 35 Pfennige ehemals jetzt fünf Mark.

Die Kohlennot wurde bei uns weniger gespürt, wenn sich auch in manchen Familien der Mangel unliebsam bemerkbar machte. Denn im Allgemeinen war ja Holz zu haben. Die Dauerbrandöfen allerdings litten ‚Hunger‘. Und mit Kohle mussten zuerst die Dreschmaschinen versehen werden. Dann die öffentlichen Einrichtungen, wie unsere Pumpstation; sonst gab es Wassernot. Wasser wäre uns immer noch geblieben, auch wenn die Pumpstation versagt hätte. Alte

Unbequemlichkeiten hätten eben wie Generationen früher in Kauf genommen werden müssen. Aber dass es in den Köpfen der Stadtväter nicht heller war als es um die Einrichtung des elektrischen Lichts ging, das wurmte immer mehr.



An Licht mangelte es in jeder Art. Und in manchem Bauernhaus griff man wie zu Urgroßmutterns Zeiten zu Kienspan. Am 3. September bekam jeder Haushalt zwei Lichter zu vier Pfennigen. Was war das schon! Das Feuerzeug war keinen Schuss Pulver wert. Das Köpfchen sprang ab. Man verbrauchte eine Drittels Schachtel, bis eines anging. Zweimal allerdings hatte Arnstein unliebsames ‚Licht‘, nämlich Brände. Ein Wunder dabei, dass nicht mehr passierte. Da wurde wieder eine Sage lebendig: Vor einhundert Jahren habe ein Handwerksbursche, der in elendem Zustand hausieren kam und von mitleidigen Einwohnern gut gepflegt wurde, bei seinem Weggang prophezeit, dass in Arnstein nie mehr als ein Haus auf einmal abbrennen werde. Bis jetzt ist das zugefallen. So konnte man dem roten Hahn immer noch rechtzeitig Herr werden.

Zweifel am Kriegserfolg

Die Zeit verrollte weiter. Jeder Tag kostete Blut und Millionen, die verpulvert wurden. Und der Krieg wurde nichtiger. Zweifel an einem glücklichen Ausgang bohrten sich auch in gutgläubige Gemüter. Und es scheint, dass ein sonst ganz vernünftiger Mann Recht bekommen sollte, der 1914 beim Ausbruch des Krieges sagte: „Wenn die Franzosen halt grad das Elsass wieder haben wollen, dann soll man es ihnen geben und noch ein Stück dazu; dann gibt es doch keinen Krieg!“ Der alte Johann meinte es gut. Von den ‚Enten‘ in den Zeitungen wären wir wirklich satt geworden, wären sie zum Essen gewesen. Man schüttelte den Kopf, wenn man einen Artikel nachlas, der vor einem halben Jahr über Amerika geschrieben worden war. Wie man es eben brauchte! Michel, du bist wirklich ein leichtgläubiger, gutmütiger Bruder!

Am 3. Oktober 1917 waren feindliche Flieger in Aschaffenburg. Da klopfen auch die Arnsteiner Herzen. Man sah sie schon über Arnstein nach Schweinfurt fliegen und ihre Eier abwerfen. Fliegerbesuch allerdings hatte Arnstein schon einen am 15. April am weißen Sonntag. Da landete nämlich unter dem Vormittagsgottesdienst auf der Heugrumbacher Wiese unser Landsmann Fritz Korbacher. Nach dem Gottesdienst setzte eine wahre Völkerwanderung ein, um den Vogel aus Metall zu bestaunen. Die Kommunikanten hatten ja Pech. Aber einige glaubten ihrem Seelenheil nicht zu schaden und ließen sich die seltene Gelegenheit nicht entgehen. Aufnahmen wurden gemacht. Es erfolgte ein tadelloser Aufstieg

und als das Flugzeug eine elegante Schleife über Arnstein zog, brauste ihm ein ehrliches ‚Hurra‘ nach. Man war ordentlich stolz auf das Kind der Stadt.

(Anmerkung: Über dieses Ereignis schrieb Klaus Göbel im Arnsteiner Heimatkundejahrbuch 2007 den Artikel: ‚Viktoria Luise‘ und ‚Rumpler-Taube‘ über Arnstein)



Vor den Festen war einem allmählich bange geworden. An einem Pfingstsonntag kündigen uns die Gipsy-Figuren die Freundschaft. Mit Rumänien war es nicht anders. Und Ostern griff mit offener Karte Amerika in den Krieg ein, nachdem es schon jahrelang gekibitzt hatte. Man hatte viele Sorgen sonntäglich nach Sondheim zu tragen. Obwohl auf Seiten der Männerwelt doch wirklich große Lücken vorhanden waren, so dass im Inneren des Gotteshauses für alle Platz gewesen wäre, nein, von dem Brauch von anno Tobak wich man nicht ab und nahm sein Zaunbillet an der hinteren Kirchentüre. Die ‚Zöllner‘ geben nicht nach, obwohl in allen Tonarten die Geistlichkeit gegen diesen Unfug gewettert hatten. Allerdings sie hätten höherer Gewalt weichen müssen, wären sie während des Wolkenbruches dort gestanden, der im Sommer niedergegangen. Das Wasser kam durch die Bahnunterführung geschossen und flutete zum Westtor herein und zum nördlichen Osttor wieder hinaus. Der Friedhof war reichlich gegossen.

Und als ob des großen Krieges nicht genug gewesen wäre, flammte ein kleines Kriegelein zwischen Kirche und Stadt wie Jahrhunderte früher gang und gäbe auf: Wer nämlich die Träger des Himmels auch den Träger der Lauffahne zu bezahlen habe. Wo Milliarden verfliegen, knauserte man um Pfennige, welche die Stadt zu zahlen dann übernahm bis zum heutigen Tag. Das waren kleine Bissigkeiten.

Die Tollwut brach aus

Etwas gefährlicher war die Bissigkeit unter der Hundewelt. Da war nämlich die Tollwut ausgebrochen. Und ausgereicht der Tierarzt selbst in Binsfeld war von einem Hund gebissen worden, der dafür seinen Kopf lassen musste, um nach Berlin eingeschickt zu werden. Die Folge am 17. Juni 1917: Hundesperre! War das ein Gewinsel unter den Kötern. Man hob sie allerdings später nach einem Vierteljahr stillschweigend wieder auf. Offiziell machte das die Polizei viel später. Sie hatte sonstwie die Hände voll zu tun.



So nach und nach erlahmte wirklich alles. Der September und Oktober 1917 brachten schwere Zugangsbeschränkungen. Ursache: Personen- und Maschinenmangel. Andere meinten, es läge wieder etwas in der Luft. Man war bei allen Maßnahmen misstrauisch geworden. Gewöhnlich war das das erste Anzeichen einer Offensive. Doch im Herbst war mit einer solchen nicht zu rechnen. Die Bautätigkeit war zum Erliegen gekommen. Auch wenn das Generalkommando nicht der Bremsklotz gewesen wäre – es kümmerte sich in der Tat um jeden einzelnen Saustall – hätte sich die Bautätigkeit sowieso beschränkt. Es fehlte an geschulten jungen Handwerkern, die Preise waren zu hoch und das Material zu schlecht. Ölfarbe, Lacke, Terpentin waren beschlagnahmt. Da hörte sich das Bauen von selber auf.

Deutschland war eine belagerte Festung

Deutschland war eben von allem abgeschnürt. Es war eine einzige belagerte Festung und nur auf sich selbst gestellt. Da konnte es nicht dem Einzelnen überlassen bleiben, wie weit er helfen wollte. Am Kampf um das Bestehen des deutschen Volkes musste jeder, der keine Waffe trug, auf andere Weise kämpfen. Unter diesen Gedanken arbeiteten Hindenburg und Ludendorff einen Kampfplan aus. Das Hindenburgprogramm besagte: „Jeder männliche Deutsche vom vollendeten 17. Lebensjahr bis zum vollendeten 60. Lebensjahr, soweit er nicht zum Dienste in der bewaffneten Macht einberufen, ist zu vaterländischem Hilfsdienst während des Krieges verpflichtet.“ Die bisherige Erzeugung an Kriegsmaterial und Geschützen wurde daraufhin versechsfacht. Frauen zogen in die Fabriken und leisteten

Männerarbeit. Dadurch sollten neue Kräfte für die Front freigemacht werden. Auf Arnstein wirkte sich das Gesetz so gut wie nicht aus.

Immer mehr Männer mussten nun an die Front

Die letzten Männer wurden sowieso immer wieder durchgekämmt wie der Pelz nach einer Laus. In manchen Familien standen Vater und Sohn an der Front. Je mehr Arbeitskräfte der Wirtschaft entzogen wurden, umso mehr Gefangene traten an ihre Stelle. Zumeist Franzosen. Dass sie es hier nicht schlecht getroffen hatten, wurde schon ausgeführt. In manchen Herzen sogar liebevoll. Das war mitunter für den weiblichen Teil gefährlich; denn der Verkehr mit Kriegsgefangenen war untersagt. Eine Frau kostete das sechs Wochen. Hin und wieder kam es zur Arbeitsverweigerung. Dafür wurde der Arrest eingeführt und so hatte ein Vertreter der France Grand Nation einmal sechzig Stunden bei Wasser und Brot zu brummen. Die Franzosen bekamen viele Pakete durch Vermittlung des Roten Kreuzes geschickt. Das wurde gestoppt, weil man heimliche Aufforderung zur Sabotage entdeckt hatte. So waren sie zur Brandlegung der Bauernhöfe und Getreideflure angestiftet worden. Aus den zum Legen bestimmten Kartoffeln sollten sie die Keimlinge herausschneiden usw. Der Feind arbeitete wirklich mit allen Mitteln. Letzten Endes ging es aber an den eigenen Landsleuten hinaus. Zeitweilige waren auch einzelne Russen hier. Im Juni kamen sie jedoch nach Aschaffenburg, obwohl sie hier zur Feldarbeit dringend benötigt waren. Ersatz wurde nicht zugeteilt.

Und die Front? Im Herbst 1917 hieß es immer wieder: „Im Westen nichts Neues!“ Keine Riesenschlachten und trotzdem für den einzelnen Kämpfer oft der Opfertod. Das Jahr ging zur Neige.



Die Ablehnung der Friedensvorschläge des Jahres 1917 hatten den entschiedenen Kriegswillen des Feindbundes gezeigt. Der Friede konnte jetzt nur noch durch einen großen Sieg des Heeres erzwungen werden. Die Entscheidung des Krieges musste also an der Westfront fallen. Da hier jeder Tag gegen Deutschland arbeitete, musste die Oberste Heeresleitung schnell handeln. Der Erfolg musste errungen sein, bevor die amerikanischen Truppen eintrafen. Seit November 1917 arbeitete Ludendorff an den Angriffsplänen. Und alle Arbeit in den Fabriken und auf den Werften, auf Truppenübungsplätzen und in den Kasernen galt dem einen Ziel: Wird das Jahr 1918 unsere Waffen segnen?

Die vierte Kriegsweihnacht

So stand wiederum die Heilige Nacht vor uns. Die vierte dieses Krieges. Und immer noch nicht sollte gerade die Botschaft dieser Nacht auf Erden wahr werden. Die Menschheit sehnte sich nach Frieden. Aber wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt? Das eine wusste

man sicher: Das ist die letzte Kriegsweihnacht. Eine fünfte gibt es nicht mehr; fallen die ehernen Würfel des Frühjahrs nun zu unseren Gunsten oder zu unserem Unheil.

So stieß man in der Silvesternacht auf ein gutes Gelingen des Endkampfes an. Die Gläser waren nicht berauschend gefüllt. Aber die Wünsche an die Lieben vor dem Feind waren mit innerer Hoffnung angereichert. Möge Gott uns zum Endkampf schützen.



1918 – Das Jahr des Zusammenbruchs

Heimat! Welch ein Zauber liegt in diesem Wort, welche Melodik in diesem Laut! Ja, süße Heimat, du schöne! Man muss von ihr singen: „Oh Heimat, liebe traute Stätte, die wieder kurz mein Aug gesehn, mit beklommenem Herzen rufe ich: Auf Wiedersehen!“ Anders als früher ging der

Urlauber von 1918 wieder an die Front. Er sah zu Hause wie die Mütter sich das Nötigste vom Mund absparten, um die Kinder nicht hungern zu lassen. Er sah reiche Gewinner am Krieg; er hörte von den Schleichwegen der Hamsterer. Ihm war der Riss durch die Einheit des Geistes vom August 1914 offenbar geworden. Er hatte gesehen, dass Neid und Zwietracht wieder langsam in das Volk gesickert waren, das vordem zu jedem Opfer bereit war. So stapfte er mit schwerem Kopf wieder in das Trichterfeld, das ihm bald zur zweiten Heimat geworden war und balgte sich um etliche hundert Meter Niemandsland mit dem Feind herum. Wenn der Wall nur wenigstens an einer Stelle durchbrochen wäre. Rührt sich wirklich nichts?

Die Verhandlungen mit Russland werden immer schleppender. Die Bolschewiki betrachteten sie als Gelegenheit wie ein Fenster, zur Welt zu reden. Da schlugen wir die Türe zu und marschierten. Und siehe, das Draufgehen unseres Heeres erwies sich als das einzige Mittel, um Russland zu schnellem Einlenken zu bestimmen. Und schnell, rascher als erwartet, brachten Maßnahmen der Heeresleitung den Frieden. Friede mit Russland am 3. März 1918. Das Kriegsende in Sicht! Der Sonderfriede mit der Ukraine war schon vorausgegangen. Am Montag, dem 4. März

brachten schon einige Morgenzeitungen die frohe Kunde, die einzelne Fahnen herauslockte. Aber erst am Abend erschien das amtliche Telegramm und die Aufforderung zur Beflaggung und damit auch die Jugend diesen Tag für immer in sich aufnehmen sollte, war schulfrei. Als am 6. März



mittags zwölf Uhr auch die Glocken die frohe Kunde einläuteten, schlugen die Herzen frohgemut. Denn dass die Botschaft des Friedens mit Russland eine froh erregte Aufnahme fand und im Mittelpunkt jeglichen Gedankenaustausches stand, war selbstverständlich. Dank gegen unsere Feldgrauen, Befriedigung über diesen ersten Schritt zum Weltfrieden und ein Gedenken derer, die diesen großen Erfolg mit ihrem Blute erkaufte hatten. Das waren die Gefühle, die hauptsächlich ihren Ausdruck fanden. Aber die Gedanken und die innere Freude fanden nur eine ruhige Äußerung. Es war keine aufschäumende Begeisterung, denn erstlich war man nach dem Vorhergehenden gegen alles Östliche etwas misstrauisch und zum anderen konnte man immer noch nicht glauben, dass nach so langer Nacht endlich die Dämmerung anbrechen sollte. Aber die Glocken hatten die Herzen doch vor Erregung bis zum Halse schlagen lassen. Und dazu ein herrlicher Frühpfingsttag mit Sonnenschein und Vogelsang. Sollte das nicht ein gutes Zeichen sein? Aber Zweifel lüfteten trotzdem die Flügel. Die letzte Fröhlichkeit hemmte der Gedanke an die unausbleibliche und schrecklichste aller Offensiven gegen unsere unversöhnlichen Feinde im Westen. Mit einer Hand wurde uns gegeben, wird nicht mit der anderen vielleicht doppelt genommen?

Der Friede lag im Frühjahr 1918 in weiter Ferne

Rumänien ist anfänglich auch halsstarrig. Der Friede kam nicht so glatt und geschwind als erhofft. Erst als der König (Anmerkung: Ferdinand I., der am 5. März 1918 aufgab) ruhmlos seinen Thron und sein von ihm ins Unglück gestürzte Volk verließ, war die Bahn gebetnet.

Wenn man jetzt die Zeitungen von 1914 liest und sich an die herrliche Begeisterung, wie wir siegen, erinnert, sehnt man sich an die Zeit zurück und weiß doch, sie kommt nicht mehr.

Ja, es ist viel anders geworden. der Blick wandte sich beängstigt nach dem Westen. Ruhe vor dem Sturm. Und schon schlich das Gespenst durch die Gassen: „Die Hoche, dene tuts ners, die gehen nit vorhin; nur immer die Kleene, die Dumme, müsse den Kopf hihalt!“

„Es hängt über der Erde wie eine mächtige Faust, die die Massen vorwärts stößt, diese aufgeschlossenen Kolonnen von Fußvolk, ohne Lachen, ohne Gesang.

Minenwerfertrupps, Maschinengewehr-Scharfschützenzüge und Scheinwerferabteilungen rollen herbei und darauf folgt Geschütz auf Geschütz. Und dann wieder Infanterie auf Infanterie.“ Am 21. März 1918 steigt der ‚Michaelangriff‘, an dem wieder dem Schicksal den Sieg ertrotzen wollen. Die Feuerwalze rollt über die ersten Gräben hinweg. Die Infanterie tritt zum Sturm an. Die Engländer fliehen aus ihren Gräben über das freie Feld. Angriffsgeist und Draufgängertum des deutschen Soldaten ist einzigartig. Die Front sollte an der Naht durchbrochen werden, so die englischen und französischen Stellungen zusammenstießen. Der Franzose wirft alle verfügbaren Truppen dorthin und nun erlahmt der deutsche Vorstoß. Das Schwert des Michaelangriffs ist zerbrochen. Ende April fällt der zweite Schlag am Kemmel

(Anmerkung: Es handelt sich bei dieser Erhebung bei einem Ort in Flandern/Belgien um einen militärstrategisch wichtigen Punkt, der entsprechend heftig umkämpft war. Die deutschen Truppen nahmen ihn am 25. April 1918 ein.) – nicht minder furchtbar auf die Engländer nieder. Aber sie halten sich in der Verteidigung. Und der dritte Schlag im Mai am Damenweg lief sich fest. Er war verraten.



Die Amerikaner treten in den Krieg ein

Inzwischen sind die Amerikaner eingetroffen. Wilson hatte Amerika in den Krieg gehetzt. Nun kamen Millionen junge, frische Soldaten über dem Ozean, darunter viele verhetzte Söhne deutschblütiger Eltern. Sie bauten ihre Zeltstädte hinter den französischen und englischen Linien auf. Wurde jetzt ein Trüpplein Deutscher im Grabenkrieg überrascht und gefangen und in das französische Hinterland geführt, so sahen sie auf diesem schlimmsten Marsche ihrer Kriegszeit rechts und links der Straße stundenweit nichts als Zelte, Zelte. Die jungen Amerikaner, die den Schrecken der Schlacht noch nicht kannten und vom Kopf bis zum Fuß in neuer Ausrüstung steckten, liefen herum und betrachteten neugierig die gefürchteten Deutschen, die blass und hohlwangig, in abgetragenen Röcken und brüchigen Stiefeln, übermüdet und erschöpft einherschritten. In ihrer unverbrauchten Kraft fühlten sich die Amerikaner den entkräfteten Gestalten überlegen. Erstaunt sahen die Deutschen auf die ungeheuren Massen neuer Truppen, denen sie gegengelegen waren, auf die Mengen



blanker Geschütze und Panzerwägen, die in langen Kolonnen immer noch zur Front fuhren. Sie hatten nicht geahnt, dass die Welt nach vierjährigem Kampfe noch eine solche Fülle von Menschen und Material gegen Deutschland ins Feld führen konnte.

Jedermann hatte Angst vor der Offensive gehabt und doch die Hoffnung auf ihr Gelingen genährt. Sie blieb stecken. Die Opfer waren für die Katz. Der Pessimismus hob sein Haupt. Und das Gespenst eines neuerlichen Winterfeldzuges geisterte über die Lippen. Die Miesmacher hatten eben Wasser auf ihrer Mühle. Sie hatten alles vorher gewusst, auch die Auswirkungen des Krieges in der Heimat. Er hatte wirklich die Umwertung verschiedener Werte im Gefolge. Wir haben verzichten gelernt auf Dinge, die früher einfach unzertrennlich mit unseren Lebensgewohnheiten zusammengekoppelt waren. Und wiederum wird uns nutzbar und willkommen, an dem wir früher achtlos vorübergingen.

Die Nahrung wird immer urzeitlicher

Wir trinken heute Athletenbier, wobei zwei oder drei helfen müssen, damit man es hinunterbringt. Brennnessel, Löwenzahn spazieren als Spinat auf unseren Tisch. Nie war Erdkohlrabi in höherem Ansehen. Waldmeister, Erdbeer- und Himbeerblätter lassen uns den Tee aus China vergessen, während Hopfengerank und Huflattichblätter Havannas vorgaukeln. Buchenblätter, Klee: errötend folgt niemand unseren Spuren und noch weniger ist jener durch den Rauch entzückt und beglückt. Papiergewänder rauschen um unseren sündigen Leib. Und zwischen dem Sterbehemd und dem Kissen, mit Hobelspänen gefüllt, ist nur ein äußerer Unterschied. Die Füße gleiten und klappern auf Holz und Pappdeckel dahin, die neuen Sohlenschoner. Kienspan kommt als Geleuchte im trüben Heim auf und ein Nickel

oder gar ein Silberling erinnert an Tausend und eine Nacht. Wie ein Goldstück aussieht, können sie die ältesten Leute nicht mehr entsinnen. Aber – trotzdem Kopf hoch. Wir fürchten uns nicht. Der scheue und verachtete Hamster ist ein volkstümliches Tier geworden. Rudelweise trifft man ihn an Bahnhöfen. Er stirbt nicht aus. Über die Straßen schleicht er im hellen Sonnenschein mit scheuen Blicken. Und gar das Karnickel genießt abgöttische Verehrung. Wann kommt der Tag, an dem diese neue Weltordnung wieder zurückgedreht wird?

Auch an der Front war Schmalhans Küchenmeister

Das Hamsterweibchen scheint indessen über Nacht Großmutter zu werden. Namentlich im Juni und Juli 1918 waren ‚Großkampftage. Der Eifer der Gendarmerie schien etwas erlahmt zu sein, vermutlich auf einen Wink von oben hin. Die Stroßtrupps kamen schon mit dem ersten Zug. Thüringer gesellten sich neuerdings zu den Frankfurtern. Sie rückten mit Kretzen (Anm.: große Korbbehälter) an und betteln da, wo nichts zu holen ist, um Marken. Die Diebstähle mehren sich. Schinken und Speckseiten hängen nicht allzu hoch. Manche Hamsterer kleiden sich in die Gestalt von Sommerfrischlern, die Arnstein als Standquartier wählen. Für ihre Beutezüge unter der Mähne des ‚Löwen‘ scheinen sie sich besonders geborgen zu fühlen. In ganz bestimmter Regelmäßigkeit tauchen sie auf. Manche melden sich sogar mittels Karte an. Alles liegt bereit: Man braucht bloß abnehmen und abfahren. In den Dörfern weiß es die ganze Gemeinde. Nur das Auge des Gesetzes hat Hornhautentzündung. Einem Hartgesottenen wurden am 12. März am Bahnhof doch mal 120 Eier abgenommen. Aber die Quelle verriet er nicht.



Die Hamsterer kamen bei Sturm und Wetter nach Arnstein

Sie kamen bei Sturm und Wetter und gleich Fuhren weise. Soviel Tanten gibt es gar nicht, als manche Familien hier zu Besuch bekamen und alle merkwürdigerweise aus dem Unterland, um die Frankfurter Bratwürste herum, die sie aber heroben holten. Verkehrte Welt! Geld war Nebensache. Die Hauptsache: Sie erhielten etwas und die Kunst der Überredung besaßen sie. Gegenüber den Bauern und der Bäuerin setzten sie die leutseligsten Mienen auf und wickelten sie in Geldscheine ein.

Kein Wunder, dass die Bahnen überfüllt waren. Die Züge waren vollgestopft und der Verkehr dichter denn je. Trotz der Mahnung, die Reisen aufzuschieben! Wenn auch der Anschluss in Gemüden höchst unsicher war und zum Übernachten zwang; es wurde gefahren. Man löste getrost IV. Klasse und fuhr dann III. Und die Uniformen wurden auch weniger, obwohl man doch draußen jeden Mann brauchte. Urlaubsverlängerungen auf eigene Faust? Es trieben sich hinter den Fronten manche herum, welche in den Schützengraben gehörten.

Zivilverdienstorden am hänfernen Bande

„Am deutschen Wesen muss die Welt genesen!“ Wenn, dann wird die Welt voller Spitzbuben werden. Und den ‚Zivilverdienstorden am hänfernen Bande um den Hals zu tragen‘ wäre auch nach Arnstein gekommen, wenn er gestiftet worden wäre. Die Geschäftsmoral musste das Barometerglas verlängern. Beinahe alles war noch zu haben. Aber nicht für jeden. Man musste in besonderer Gunst stehen. Oder Gegenleistung in anderer Form auf den Ladentisch legen; dann wurde unter dem Ladentisch das Gewünschte hervorgezogen. Da sündhafte Wucherpreise hier nicht bezahlt wurden oder aus letztem ganz kleinem Rest von Schamgefühl und in Voraussicht auf Friedensgeschäfte von hiesigen Kunden nicht verlangt werden konnten, blieb das Schaufenster eben leer. Viele Geschäftsleute arbeiten nur für die Bauern. Nichtselbstversorger mussten sich immer wieder anstellen und dann doch begossen abziehen. Der war freilich gut dran, der als Wirklicher Geheimrat einen wirklich geheimen Vorrat hatte. Wie lachte jene Frau, die 1914 ein Pfund Pfeffer kaufte. Und jene mit einem Zentner Seife! Die Zeiten waren tatsächlich dreckig geworden. Es gab sogar Frauen, die sagten, dass sie, auch wenn der Krieg noch ein Jahr dauern würde, doch ihren Bohnenkaffee trinken würden.



Selbst der Kommunalverband war bei den Bauern in der Achtung gesunken, da er Aufkäufer in Stellungen beließ, die größte Schiebereien betrieben. Schnaps, Erbsen, Linsen aus dem Land der Linsenspitzer (Anm.: Arnsteins Spitzname hieß Linsenspitzer) rollten Waggon weise fort. Sie hatten gestempelte Frachtbriefe und füllten sie nach Belieben aus. Wer erhielt die Hasen der Sonntagstreibjagden? Das war kein Kreuzworträtsel!

In Müdesheim wurde ein Möbelwagen geöffnet mit zehn Zentnern Kartoffeln, zehn Zentnern Mehl, mit mehreren Säcken Hülsenfrüchten, tausend Eiern und eineinhalb Zentner Butter! Keine Lumperei war zu schlecht. Es gab sogar zwischen dem Schwebenrieder und Sickersdorfer Tor (Anm.: Vom Anfang bis zum Ende der Marktstraße) eine Abladestelle für Soldaten, die im Lager Hammelburg Lebensmittel gestohlen hatten,

von wo sie den Weg nach Mainz antraten.

Gymnasiasten und Präparandenschüler halfen bei der Heuernte

Der ganze Anstand ging aus dem Leim. Es kann nicht verschwiegen werden, dass auch die Kriegsfürsorge gemein ausgebeutet wurde. Betrügerische Angaben wurden am laufenden Band gemacht. Die Allgemeinheit war die Melkkuh. Und wer ist sie? Doch nur die Gemeinde und der Distrikt. Diese mussten dann bluten. Es ist immer die gleiche Schlange, die sich in den Schwanz beißt: Warum soll der Bauer ein Paar dreiwöchige Schweine füttern, um sie nach Vorschrift für neunzig Mark auf den Markt zu bringen, wenn er einhundertachtzig bis zweihundert Mark im Schweinestall erhält? So erfahren am 14. März 1918.

Es waren die ungebetenen Gäste, die in ihrem Gebaren abfärbten. Dagegen waren die Gymnasiasten aus Würzburg zu loben, die zur Heuernte aufs Land gezogen waren; freilich auch, um sich mal den Schnabel richtig zu stopfen und bei ihrer Arbeit war es ihnen gegönnt wie den Arnsteiner Präparanden (Anm.: Präparandenschule - eine Art Mittelschule, wie sie bis 1924 in Arnstein bestand), die auch Federkiel mit Heugabel vertauscht hatten. Ausnahmen! Die darum erst recht festgehalten werden sollen.

Ein Stück Geräuchertes als Vesperbrot wäre nicht von schlechten Eltern gewesen. Die Möglichkeit dazu bestand sicherlich. Denn im ersten Halbjahr 1918 und stillschweigend auch im zweiten setzte eigenmächtiges Schweinemorden ein. Was da ohne Schlachtschein in die Wurst kam, war eine schöne Borde. Zum Kommunalpreis gaben die



Herrn Bauern einfach nichts her. Und daran war in den Metzgerläden das Schweinefleisch so selten wie in den Judenhäusern. Dabei gab es aber zwischen Schweinfurt und Aschaffenburg trotzdem Metzgerläden, die gefüllte schweinerne Därme und Speckseiten durch ihre Hände gehen ließen – Wern- und Main abwärts.

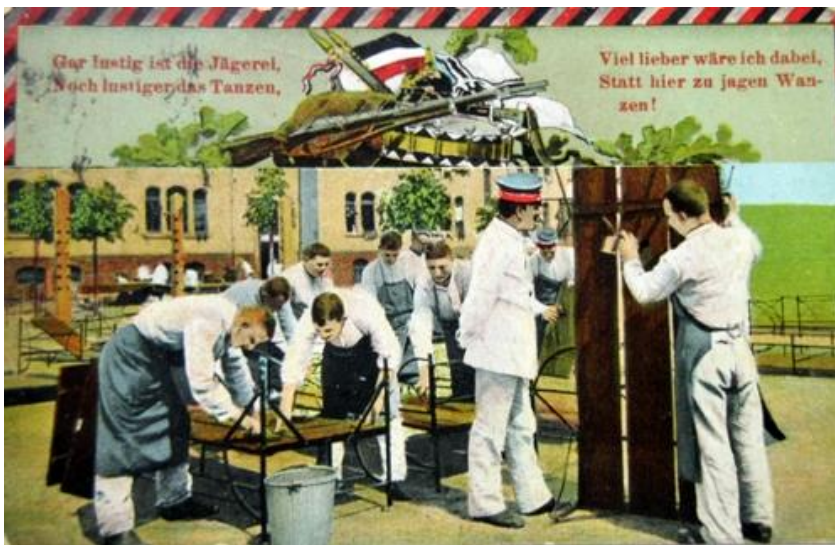
Ein Schinken kostete hundert Mark

Auf dem Papier war der An- und Verkauf nur durch den Kommunalverband möglich und zwar nach Gewicht: Ein Zentner Lebendgewicht bei Kalb, Rind, Ochsen und Kuh wurde mit neunzig Mark bezahlt. Aber, Aber! Ziegen, die früher zwanzig bis fünfundzwanzig Mark kosteten, waren unter einhundertzwanzig bis einhundertfünfzig Mark nicht zu haben. Saugschweine kosteten das Paar bis zu vierhundert Mark. Sogenannte Läufer waren überhaupt nicht zu erstehen und wenn, ging es nach dem Gewicht: Bei dreißig Pfund waren je neunundzwanzig Pfennige, bei fünfzig Pfund neununddreißigeinhalb Pfennige je Pfund zu bezahlen. Ein fettes Schwein mit zwei Zentner hätte durch den Kommunalverband

ein-hundertachtundfünfzig Mark kosten sollen. Es musste aber der verlangte Preis von vier-hundert Mark und höher geblecht werden. Anders machte der Bauer die Schweinestalltüre nicht auf. Und er erhielt das Geld. Spanferkel erzielten sowieso Märchenpreise. Ein Schinken wurde mehr als einmal um ein-hundert Mark verkauft. Da mache sich der nachgeborene Leser selbst die Rechnung. Sonst fuhren die Bauern an den Donnerstagen früh auf den Schweinemarkt nach Arnstein und abends zogen sie wieder ab. Dazwischen tranken sie ihren Schoppen und aßen ihr Hörnle dazu. Jetzt spannte keiner mehr aus; er sackte sein Geld ein und schob ab.

Wie schön wäre wieder einmal ein Stück Fleisch

Im März 1918 erfolgte eine große Viehbeschlagnahme. Für das Jungvieh war es wirklich jammerschade; denn nur Haut und Knochen wurde da abgetrieben. Wie die Ställe dann im



kommenden Jahr wieder aufgefüllt werden sollten, danach fragte kein Mensch. Nach uns die Sündflut! Herrgott, war das eine Regiererei! Fette Ochsen blieben als Zugvieh. Man rechnete schon mit Pferden aus Beständen des Heeres - wenn der Krieg zu Ende wäre!

Für das Fleisch brachte der Juni die Kundenliste.

Man musste eingeschrieben sein. Gleich setzte das Geschrei guter Patrioten ein: „Die Lazarette fressen unner Fläsch wag. Die müsse wag!“ Was ist der Mensch doch oft für ein erbärmlicher Wicht! Die Höflesgesellschaft (Anm.: Die Bewohner des Höfleins) bildete eine verschworene Gemeinschaft. Sie stellten sich alle an, um festzustellen, ob nicht doch heimlich etwas Vorausbestelltes oder Aufgehobenes aus dem Laden getragen wurde. Dass dabei die Arbeit versäumt wurde, was verschlug das? Zudem gute Reden das Warten sicher begleiteten. Und die Preise 1918? Ein Pfund Schweinefett kostete zwölf Mark; ein Pfund Hammelfett fünf Mark an Hamsterer und Soldaten. Butter in Schwebenried und anderen Hamstererdörfern brachten zehn Mark das Pfund. Ein Ei kostete dreißig Pfennige; Rote Wurst ein Pfund zwei Mark. Oft gab es aber auch mit Marken nichts, obwohl die Ware Körbe weise fortkam. Man zahlte die Strafe und fing von vorne das Sündigen an.

Pferde wurden Mangelware

Die Pferde waren bald ein Ausstellungsobjekt geworden. Nur noch auf den Höfen um Arnstein und in Arnstein hatten einzelne Betriebe und Großbauern wenige. Und selbst da wurden im Mai nochmals Aushebungen vorgenommen. Der Höchstpreis war zweitausend Mark und ein-hundert Prozent Zuschlag. Aber das reichte nicht. Sechstausend Mark war der Preis gegen vier-hundertfünfzig von anno dazumal. Das wären teure Würste geworden. Sollte

man sich nicht lieber an das Federvieh halten? Im März bot ein Idiot für eine Gans dreißig Mark und als er sie abholen wollte, war sie auf vierzig Mark gewachsen. Kein Wunder, wenn nach wie vor die Krähen gut im Kurs standen und von den Schweinfurtern geschätzt wurden. Die Würzburger bezahlten fünfzig Pfennige. Und von diesem Viehzeug gab es genug. Den Saaten fügten sie unermesslichen Schaden zu, so dass es sogar ein Verdienst war, sie durch den Magen auf Wanderschaft zu schicken. Gebraten konnten sie jedoch schwerlich werden, ebenso wenig wie die Fische gebacken; denn es gab kein Fett.

Honig war weit und breit nicht zu haben. Aber die Bienen flogen mit gelben Hosen nach wie vor. Im Juni 1918 sank das Barometer bei vielen Hühnerbesitzern beträchtlich. An den Kommunalverband mussten die zu wenig abgelieferten Eier nachgebracht werden. Aber wer schon vorher solche um dreißig und fünfunddreißig Pfennige das Stück an die Hamsterer abgegeben hatte, zahlte trotzdem nicht darauf. Die Nächstenliebe, die christliche, machte vor dem nächsten Bauernhof nicht einmal halt. So musste eine Bäuerin, die aus irgendeinem Grund kein Ei mehr hatte, bei der lieben Nachbarin sich ein solches um sage und schreibe vierzig Pfennige kaufen. Geschah ihr aber ganz recht. Wenigstens konnte man die Eier nicht verfälschen und strecken. Die gute Landbutter wurde ja sowieso mit etwas gelben Rübensaft ‚nachgefettet‘ und in der Milch soll auch mitunter ein ‚Spruz‘ aus dem gusseisernen Euter der Kühe gewesen sein.



Mehr Kartoffeln als Mehl im Brot

Kartoffeln mischte man unter das Brot von Amts wegen. Warum nicht auch unter den Käse? Im Kleinverkauf stand einer Familie ein halbes Pfund zu und dafür bezahlte sie am 13. Juni 1928 stolze zwei Mark dreißig. Das Kartoffelbrot hatte es in sich und was darinnen war wollte auch wieder heraus. Und das war viel Wind. Bei Prozessionen konnte man da wohl singen: „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein!“ Das Brot wechselte häufig in seiner Güte. Im Sommer war es etwas besser, meist aber zu nass. Das wog schwerer. Und der Schimmel wuchs darauf über Nacht zu einem Pelz. ‚Wer nie Sein Brot mit Tränen aß‘ – schon gut! Aber mit Schimmel – oh du Himmel!

Der Getreidepreis stieg am 1. März 1918 beim Weizen von zehn auf fünfzehn Mark, beim Roggen von neun auf vierzehn Mark, beim Haber von acht Mark fünfzig auf achtzehn Mark fünfzig. Die Müller jedoch kauften das Getreide zu höherem Preis, mahlten heimlich und verkauften dann ein Pfund Mehl für achtzig, neunzig Pfennige. oder gar einer Mark. Dabei

hatten sie ein doppeltes Geschäft gemacht: Denn ließ ein Bauer ‚des Nachts‘ mehlen, so bekam er nämlich Mehl nur von der Hälfte des abgegebenen Getreides. Die andere Hälfte des Mehles war der Mahllohn und schlug der Müller an die Hamsterer los. Was wollte der Bauer machen? Konnte ein Spitzbube den anderen anzeigen? Es gab auch einen frommen Kommunal Müller, der für einen Zentner Korn 68 Pfund Mehl lieferte. Solche ‚Vögel‘! Das Wunder der Witwe von Sarepta wiederholte sich leider nicht (Anm.: Eine Anspielung von Elias auf eine Begebenheit im Alten Testament, wo die Witwe Sarepta wundersamerweise Öl und Mehl vermehrte). Im Herbst 1918 musste man wirklich das letzte Stäubchen Mehl zusammenkratzen. Selbst Bauern litten Brotnot, allerdings nur solche, die den geraden Weg gegangen waren. Es gab nämlich auch solche, wenn sie auch mit dem Vergrößerungsglas aufzuspüren waren.

Gute Getreideernte im Sommer 1918

Und dabei ließ der liebe Gott alles wachsen. Das Jahr 1918 brachte einen zeitigen und ausnehmend milden Frühling. Alles trieb mit Gewalt, sodass die Furcht vor Frösten nicht unbegründet war. Sie blieben aus, wenn der April auch kühl war. Der Juni war unfreundlich. Der Juli brachte große



Hitze und reifte das Getreide; in zehn Tagen war alles eingebracht. Am 8. September kam der ersehnte Regen und half den Kartoffeln und dem Futter. Kartoffeln wurden so viel wie 1917 abgeliefert. Extra Preise für Saatgut gab es heuer aber nicht.

Die Beeren waren prächtig geraten. Mitte Juli fuhren die Arnsteiner haufenweise nach Wernfeld in die Heidelbeeren und die Jugend lief mit blauen Mäulern herum. Der Höchstpreis war am Schluss fünfzig Pfennige. Himbeeren gab es auch in rauen Mengen. Sie wurden Tag und Nacht gepflückt, ja beraubt und oft noch grasgrün. Der Futterneid ließ kein Beerlein zum Ausreifen kommen. Es gab pro Person drei Pfund Einmachzucker. da wollte man doch Vorsorge treffen für die Marmeladebrote im Winter.

Und das Kraut für das Geräucherte? Das war nicht zu bekommen. Oder nur auf Hamsterwegen. Denn die Grafenrheinfelder durften nicht. Grenzpfähle im eigenen Land. Blumenkohl kostete eine Staude drei Mark, ein Pfund Bohnen achtzig Pfennige, ein Häuptchen Wirsing fünfzig Pfennige, ein Pfund Linsen zwei Mark, ein Pfund Zwiebeln eine Mark fünfzig. Oh Zwiebelplotz und Häfelesmost! Und die Würzburger Zwiebelkirchweih in der Semmelstraße – die muss bankrott machen bei diesen Preisen. Und dabei fiel heuer auf, dass die Felddiebstähle im Vergleich zu den Vorjahren zurückgegangen waren. Trotzdem nur ein halber Flurwächter seines Amtes waltete. Der Blumenflor in den Gärten war bescheiden. Alles Erdreich wurde mit nahrhaften Gewächsen angelegt. Hunger tut weh und der Winter ist lang. Das Eindosen hatte man inzwischen gelernt. Und die Blumen vor den

Fenstern? Wenn nur keine Blumentöpfe zerbrachen, sonst war der ganze Schmuck wirklich Bruch. Denn ein Blumentopf kostete statt früher zehn Pfennige jetzt das Fünffache.

Grippeepidemie in Europa

Wenn wir in Arnstein auch nicht am Hungertuch gezehrt haben, die Gesundheit war doch etwas angegriffen durch die einseitige und besonders fettarme Ernährung. Es brauchte bloß ein kalter Wind kommen und er warf so manchen um. Und der kam. Eine bösartige Grippe überflog im Oktober 1918 ganz Europa. Die griff um sich und warf alle Lebensalter auf das Siechbett. Dabei kein Arzt in Arnstein. Denn Dr. Dietrich, der Betreuer auch des Lazarett, war selbst nach Sondheim getragen worden. Wäre Apothekenverwalter Dünnbier nicht beigesprungen und hätte tatkräftige Hilfe geleistet, der Todesopfer wären noch mehr zu beklagen. Das sei ihm heute noch eigens gedankt. Er hat so manchen wieder zusammengeflickt.



Wie aber sollte die züchtige Hausfrau die Lücke flicken, wenn sie keinen Faden mehr hatte! Das war ein Kunststück seltener Art. Endlich am 15. Mai 1918 gab es zum ersten Mal Nähfaden seitens des

Kommunalverbandes: Eine Rolle schwarz und weiß zu dreiunddreißig Pfennigen. Er taugte zwar nicht viel, wurde aber doch dankbar angenommen, weil er mangelte und billig war gegen den Wucherpreis von drei bis zehn Mark. Nur schüttelte man den Kopf über die wundervolle Verteilungsart (ebenso wie beim Kunsthonig am 17. Mai): Jede Hausnummer wurde nämlich mit einer Rolle bedacht. Nun haben wir aber Häuser mit zwei, drei oder vier Familien. Weiser Salomon, hilf! Doch die Lösung war höchst einfach: Wer zuerst kam, erhielt ihn und die anderen schimpften nicht schlecht - und mit Recht. Wer trägt die Schuld? Magistrat oder Kommunalverband? Es ging wie bei den kleinen Kindern: Jeder schob die Schuld auf den anderen.

Putzbürsten hielten dreimal

Mit einem eisernen Besen hätte da und dort gekehrt werden müssen. Aber die Besen waren auch rar, die eisernen wie die gewöhnlichen. Und die Preise dafür sprangen von einem Markt zum anderen in die Höhe, so am 6. September von drei auf fünf Mark. Und die Putzbürsten zu einer Mark sechzig bis zu zwei Mark und dreißig hielten gerade dreimal. Alles wurde fadenscheinig. Nicht zum mindesten die Wäsche selbst. Die Löcher fielen nur so hinein. Alle möglichen guten Ratschläge zum Waschen machten die Runde und halfen über den Seifenmangel nicht hinweg. Man sollte die Wäsche schonen. Aber wie denn? Weniger waschen und dafür länger tragen. Dann würde sie noch schmutziger und musste erst recht in der Wäsche hergenommen werden. Es waren die reinsten Eulenspiegelien an Ratschlägen. Flicken und Ausbessern, das tat jede Frau von selbst. Dabei sollten noch Kleider abgeliefert werden. Dabei hatten viele Arbeiter mehr Geld im Beutel, als Leute, die abliefern sollten, namentlich kleine Angestellte. Kein Wunder, wenn die Weiber ein eigenes Sperrschloss vor die Schranktür machten. Dabei hatten sie bestimmt noch alte Ware. Denn woher wären sonst die Damastüberzüge zu hundert Mark gekommen, die feilgeboten wurden? Wenn man jetzt alte Zeitungen und die damaligen Angebote über alle möglichen Waren liest, so mutet das einen wie ein Märchen an. Da sieht man, wie so ein Krieg die gesamte Lebenshaltung herabdrückt.

Soldaten halfen beim Holzmachen

Die Brautleute sind auch nicht zu beneiden. Wohl ist Raum in der kleinsten Hütte. Aber eine Bettstatt will man doch auch haben. Aber da haperte es: Gelagertes Holz war längst aufgebraucht. Und das Frischholz donnerte des Nachts aus allen Ecken. Möbelnot, ein bisher unbekanntes Wort. In der Lau wuchs das Holz. Aber von allein ging es nicht in die Stadt. Wer sollte es schlagen? Die Männerfäuste, die in der Lage gewesen wären, umkrallten den Gewehrkolben. Und in den Knochen der Daheimgebliebenen fehlte das Schmalz. Da boten sich genesende Soldaten zum Holzmachen für zehn bis zwanzig Mark an, wenigstens zum Kleinmachen. Das Schüren war auch zum teuren Spaß geworden. Ein Klafter Schulholz (Anm.: Max Balles war Lehrer) war im Oktober 1918 nicht unter neunzig Mark zu haben und wer Buche wollte, musste einhundertzwanzig Mark berappen. Und Kohlen gab es allen Zusicherungen zum Hohn nicht! Auf die wenigen wurde zum Bahnhof Sturm gelaufen und sie waren sündteuer. Es ist nur merkwürdig, dass unsere Chemie noch nicht dahintergekommen war, was man in Arnstein längst gelernt hatte: Kohlen auf dem kürzesten Weg ohne Maschinen in Butter zu



verwandeln und umgekehrt. Geschäftsleute können sich immer helfen, so war es auch mit dem Petroleum. Die zugeteilte Menge sollte langen und gleichmäßig verteilt werden. Bei manchen Kaufleuten aber war gleich alles verkauft. Man musste nur das ‚richtige Geld‘ haben, dann fand sich doch noch eine Kanne voll.

So verkrüppelte manches patriotische Herz. Und wollte es sich wieder einmal aufbügeln lassen, so hatte es auch seine Not damit. Denn die Holzkohlen waren rar. Ein Pfund kostete jetzt fünfunddreißig Pfennige statt früher fünf bis zehn Pfennige. Ob mit Recht oder nicht – es wurde aus allem Kapital geschlagen. War es sonst selbstverständlich, dass der Kaufmann die Tüte dreingab, jetzt wurden zwei Pfennige dafür aufgerechnet. Es war wirklich höchste Zeit, dass die Friedenspfeife wenigstens gestopft wurde, weil man dann doch glaubte, es müssten wieder andere Zeiten heraufziehen.

Rauchwolken entqualmten der Pfeife. Oh Nachwelt – kannst du dich hindenken in den Schmerz eines Rauchers von 1918? Schwerlich! Wer hat dich, du schöner Wald, eingewickelt tief hinein? Buchenlaub, oh Buchenlaub, bist lang noch kein Kartoffelkraut! Denke an das Rattenessen der Pariser anno 1870, an den Schwedentrunck 1631, trinke ein Bier, das vierzehn Tage in offenem Glase stand, und du wirst eine schwache Ahnung unserer Leiden haben. Gott strafe England, schon allein für diese Schandtät mit der heißesten Ecke in des Teufels Würstküche. Ermiss aber auch daran unsere Tapferkeit; denn geraucht wurde diese Zusammensetzung aus Feld, Wiese und Wald doch. Nimm fünf Prozent Tabak Obersfelder Auslese und einen Maßkrug mit fünfzig Gramm essigsäurem Ranzenbeißer und neunhundertfünfzig Gramm Wasser als Würzburger Stein: Dann hast du den Genuss eines Bürgers von 1918.



Rauchen machte keinen Spaß mehr

Es ging ganz sachte an: Huflattich-Hopfen. Der war nicht gut. Abgefallener und auf der Straße zusammengekehrter Lindenblüten-Tee. Da auch der Spinat nicht unangenehm sein sollte, ward auch er darunter gemischt. Schafgarbe! Schon unser ehemaliger städtischer Wegmacher rauchte solche und meinte, sie gäben einen schönen Rauch. Dass man aber auch zu feingemahlten und schön gebeizten Sägemehl greifen würde, ahnte wohl niemand. Rauchers Nöte von 1918!

Wahrlich, es passte alles zusammen. Zu der Stimmung, die nach und nach auf allen lastete. Selbst tapfere Leute wurden allmählich besorgt. Miesmacher schossen in die Höhe. Urlauber verzapften Schauermärchen. Soldaten in den Zügen ließen ihre Zunge schnalzen, bar jeden Zügels. Die feindlichen Agenten hatten überall ihre Ohren. Es sollte deren genug geben.

Die Gefangenen reckten die Köpfe je mehr wir die unsrigen senkten. Als 1914 die ersten Franzosen nach Hammelburg kamen, glaubten viele Arnstein hinüberfahren zu müssen, um sie zu sehen. Nun saßen sie in ihrem Quartier und gröhlten auf der Veranda. Sie hofften auf ihren Sieg. Und bei der Arbeit wurden sie plötzlich halsstarriger. Hatten sie geheime Weisung von daheim? Am 17. Januar 1918 kamen die ersten Italiener nach Arnstein, die ‚Bundesbrüder‘. Auch Belgier bekamen wir zu sehen. Sie fuhren ihre eigenen Lokomotiven, die an ihrem tiefen Ton sofort als Ausländer kenntlich waren. Sie wussten alle, ihre Front würde stärker werden mit jedem Tag und unsere würde zerbröckeln. Dafür sorgte schon der Feinddienst im Land. Von Hammelburg kamen Gerüchte, es wären 40.000 Deutsche gefangen genommen worden. Es war nicht wahr. Aber das Gerücht fraß weiter. Man sah ja den Tag kommen, wo das Ende seinen Anfang nehmen würde. Und er kam. Bei unseren Verbündeten.

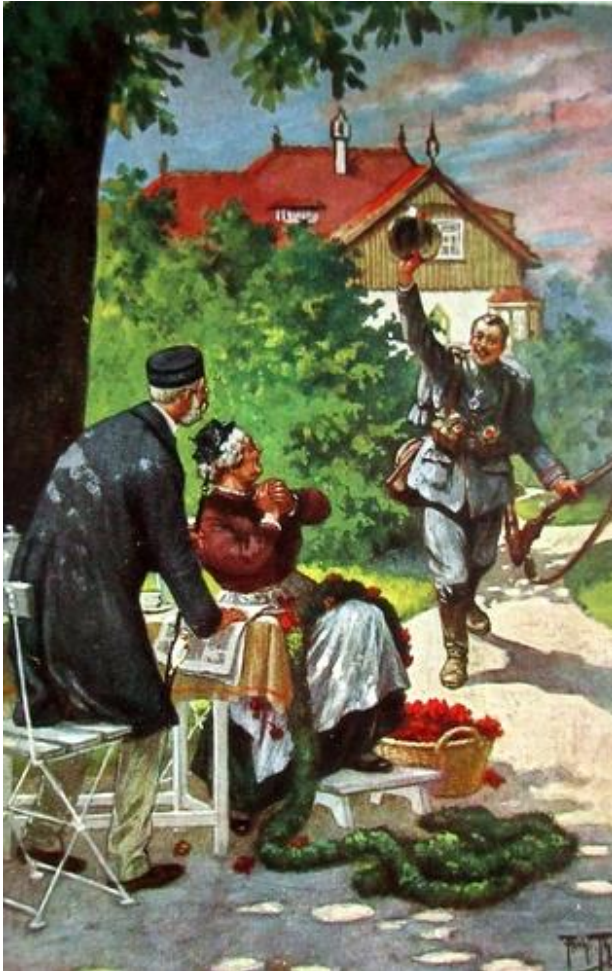


Die Siegfriedstellung wurde überrannt

Die Amerikaner sind inzwischen eingetroffen. Die deutsche Front schwankt. Unter harten Kämpfen ziehen sich die Truppen in die Siegfriedstellung (Anm.: Westfront von Arras in

Nordfrankreich über St. Quentin bis Soissons) zurück. Sie, die jahrelang dem Gegner getrotzt hatte. Nun vollzog sich in ihrem Rücken ein verheerender Zusammenbruch: Österreich-Ungarn stand vor der Hungersnot. Die bulgarische Front bröckelte ab. Beim ersten Sturm lief sie auseinander. Es fiel der entscheidende Schlag gegen die Türken. Der Weg zur Donau und nach Konstantinopel liegt frei. Österreich bricht zusammen. Kaiser Karl (Anm.: Kaiser Karl I. von Österreich-Ungarn) kündigt das Bündnis mit Deutschland. Die Ungarn sagen sich von ihm los. Die Tschechen kämpfen gegen ihn. Österreich erhält den Todesstoß. Tirol wird besetzt.

Und Deutschland? Der Zusammenbruch der Verbündeten führte zu einer ernsthaften Gefahr. Jahrelang galt die Oberste Heeresleitung als unfehlbar. Man glaubte bis dahin, dass durch unsere drei Großangriffe Fochs Reserven (Anm.: Ferdinand Foch, französischer Marschall) zermürbt und aufgebraucht seien. Das wurde vorgegaukelt und glatt geglaubt. Der Rückzug von der Marne war unangenehm, aber nichts weniger als beunruhigend. Ausbuchtungen müssen aus strategischen Gründen geradegerichtet werden. Selbstverständlich! Da kamen aber auf einmal die Großangriffe auf der ganzen Front und langsam ging's rückwärts. Hm!



Foch (Anm.: Ferdinand Foch, französischer Marschall) hatte also doch Reserven. Das aufkeimende Misstrauen wurde zunächst durch den Gedanken beschwichtigt, dass alle Maßnahmen der Obersten Heeresleitung bisher wohlberechnet und immer das Richtige getroffen hatten. Sie wird schon einmal Halt machen und wieder kräftig zupacken. So wie es 1915 in Russland der Fall war. Das blieb aber von Tag zu Tag aus. Die Übermacht der Feinde wurde jetzt auch amtlich festgestellt, während man früher die feindliche Übermacht als nicht ausschlaggebend bezeichnete. Urlauber, deren Ansichten bisher als unzutreffend, als auf Unkenntnis der Gesamtlage beruhend, bezeichnet wurden, fanden doch allmählich Glauben. Ihre Schilderungen über Vorgänge, Zustände, Missstände an der Front, fanden ein geneigtes Ohr; dazu die misshelligen Verhältnisse in der Heimat.

Der Geist von 1914 ging verloren

Wucherer, Drückebergerei, schamloses Gebaren der Kriegsgewinnler, geduldete Schwindeleien in Justiz und Verwaltung, die oft nach dem Rezept verfahren: „Die Kleinen hängt man, die Großen lässt man laufen“. Das alles schuf Kriegsmüdigkeit und verscheuchte den herrlichen Geist von 1914 auch bei jenen, deren Patriotismus über jeden Zweifel erhaben war. Manche unverständliche Handlungsweise des Kommunalverbandes tat ihr Übriges. Unheilvoll war aber erst recht die Wirkung beim einfachen Mann. Der stehende Ausdruck des Soldaten: „Wenn nur der Schwindel aus wäre“ wurde nun auch von dem gewöhnlichen Volk übernommen. Das war eine dicke Luft, in die gleich einem Blitz das Waffenstillstandsangebot hineinfuhr. So groß die Freude auf baldigen Frieden war, so groß das Fragezeichen. Was ist los, dass wir so plötzlich wieder einlenken, nachdem es immer geheißen hatte: Deutschland werde nie mehr ein Angebot machen? Jeder sagte sich: Bulgarien kann allein nicht die Ursache



sein, auch nicht die mehr als zweideutige Lage in Österreich; denn wir stehen ja noch immer tief in Feindesland.

Die Nachricht von dem Rücktritt des Reichkanzlers Graf Hertling (Anm.: Georg von Hertling war vom 1. November 1917 bis zum 30. September 1918 Reichskanzler), die Zugeständnisse des Kaisers und Bundesrates an das Volk, die Parlamentarisierung der Reichsleitung und die Ernennung des Prinzen Max von Baden zum Reichskanzler, die Wahl der Staatssekretäre aus dem Reichstag: So freudig begrüßt diese so längst ersehnten Änderungen besprochen wurden, so machten sie doch stutzig. Man fühlte, da ist etwas nicht in Ordnung, wenn der Kaiser so plötzlich der Volksstimmung nachgab.

Thomas Woodrow Wilson ist nicht der schlimme Gegner



Doch wurden die Gedanken nach einigen Tagen in eine freudigere Richtung gelenkt, als die Zeitungen das Waffenstillstandsangebot an Wilson (Anm.: Thomas Woodrow Wilson war von 1913 bis 1921 Präsident der USA) brachten. Man sah wieder den Frieden in greifbarer Nähe. Doch sagte man sich: Warum an Wilson, unseren gemeinsten Gegner? Und

hier kam eine Lösung der Frage, die jedem ehrlichen Deutschen die Schamröte ins Gesicht trieb. Die neue freiheitliche Reichsregierung lockerte auch die vier Jahre streng geübte Zensur der Zeitung. Da kam so langsam die Wahrheit an den Tag. Vier Jahre, namentlich die zwei letzten, wurde der Deutsche nur mit Artikeln gefüttert, die eben in Berlin gekocht waren. Der gute, dumme Michel fraß sie unbesehen. Denn nie konnte er glauben, dass die Reichsleitung ihn anlüge. Und doch war es so. Das hatte niemand, aber auch niemand für möglich gehalten. Wie stolz waren wir, dass man uns die Wahrheit sagte, angeblich, weil wir ein mündiges Volk waren. Wie bedauerten wir die feindlichen Völker, die von ihren Führern hinter das Licht geführt wurden. Und jetzt – saßen wir dahinter!

Der U-Boot-Krieg war wichtiger als der Frieden

Wir sahen endlich klar. Dass wir am Abgrund standen, dass wir unweigerlich den Kürzeren zogen, dass unsere Heimatscholle die feindlichen Heere über sich ertragen muss, wenn nicht Frieden wird. Endlich lasen wir zum großen Erstaunen, dass uns von Wilson ein ganz falsches Bild gemacht wurde. Keine Rede war uns zu schlecht für den Man. In Bild und Schrift wurde er als Scheusal des 20. Jahrhunderts dargestellt, neben dem Lord Grey und Clemenceau die reinsten Waisenknaben seien. Und jetzt? Schmach und Schande über die Lügner von oben. Den Boden vom Fass schlug aber aus, als bekannt wurde, dass wir schon

im Frühjahr 1917 vor dem Frieden standen, den Wilson vermittelt hatte, wenn nicht die Berliner Scharfmacher – Tirpitz (Anm.: Alfred von Tirpitz, deutscher Großadmiral) und die Vaterlandspartei – den Sieg über die verantwortlichen Kreise davongetragen und den uneingeschränkten U-Boot-Krieg durchgesetzt hätten. Mit Empörung las man, dass die Feinde mit Recht unserer Regierung den Vorwurf der Unehrlichkeit und Heuchelei machen konnten, mit der sie verhandeln würden.

Im Frühjahr 1917 hätten wir einen ehrlichen Frieden haben können und man griff nicht zu. Ein Schwertfrieden musste es sein. Die Empörung, die Wut der Leute, kann sich auch die Nachwelt vorstellen. Belogen, verkauft, verraten von oben! Die Leute sagten: „Das Blut von 1917 und 1918 komme auf die Henker.“ „Weg mit den Lumpen, Blutsaugern, Betrügern, Schwindlern.“ Mit Zittern und Zagen wartete man auf die Antwort aus Washington und sie



kam bald und erregte Jubel ohnegleichen. Die Leute standen auf den Straßen und besprachen das frohe Ereignis. Friede in Sicht: Die Antwort ist ja außerordentlich günstig. Die verlangten Aufklärungen sind ja leicht zu geben. Bis Weihnachten ist Schluss. Die Antwort jedoch auf das zweite Telegramm schlug die frohe Stimmung darnieder. Denn die Bedingung: Räumung aller besetzten Gebiete, der klare Geist der Worte: Räumt erst zu Hause auf, damit wir wissen, mit wem wir unterhandeln, hatte nur einen Sinn: Weg mit dem Kaiser! Und wenn man ehrlich sein will: So kann nicht verschwiegen werden, dass das monarchische Gefühl sehr, sehr abgenommen hatte. Die Begeisterung für den Kaiser war umgeschlagen als man erfuhr, dass er sein Ohr nur den ausgesprochenen Kriegshetzern lieh und vernünftige Leute – um nur einen zu nennen: den Staatssekretär Kühlmann (Anm.: Richard von Kühlmann, Außenminister von August 1917 bis Juli 1918) – kalt entließ, als man von einem Verständigungsfrieden

sprach. Jetzt nach so langer Zeit war man froh, einen solchen zu erhalten. Herrgott, war das ein Oktober! Das Wetter passte haarscharf dazu. Viele Franken sahen schon die Feinde im eigenen Lande; denn von Mainz bis Arnstein ist es nicht weit. Darum die Stimmung bei vielen: Frieden um jeden Preis! Andere, die nicht gleich die Flinte ins Korn werfen wollten, rieten: Alles zur Fahne, alle Blindgänger und Drückeberger, alle Waffenfähigen zur Front, zum Volkskrieg zum Schutze der Heimat! Arme Heimat! Wer denkt da nicht an die Fröschweiler Chronik von 1870! (Anm.: Bei der Schlacht von Wörth am 6. August 1870, die als Fröschweiler Chronik in die Geschichte eingegangen ist, ging es schrecklich zu.)

Prophezeiungen schossen wie Pilze aus dem Boden

Die Wacht am Rhein, das Lied aller Einrückenden, es wird zur ganz bitteren Wahrheit werden. Der Unterton war zur Angst geworden. Das Volk war müde geworden und ersehnte den Frieden. Allgemeine Bittgottesdienste in allen katholischen Kirchen der ganzen Welt waren schon im Juni 1918 angeordnet worden. Skeptiker wetzten auch hier ihren Schnabel. Dabei schossen Prophezeiungen wie Pilze aus dem Boden: So eine zweihundertjährige von Mönchen und Nonnen. Die Dummheit, sie währet ewig. Die Hoffnung auf den Sieg war längst vertropft wie die Kommunionkerzen, die in diesem Jahr klein und dünn waren, und liefen wie Wasser, wie kalte Nasentropfen. Wenn wir die besetzten Gebiete räumen! Gut! Einverstanden! Aber wenn die Feinde nachrücken? Machen sie an der Grenze Halt? Was dann ‚Arme Heimat‘? Auf den Straßen stehen Gruppen wie 1914. Alle Gerüchte werden besprochen, ob es wahr, ob es möglich ist. Gnade uns Gott!

Der König floh nach Würzburg

In Schweinfurt sollen Streikgelüste bestehen - für den 7. September. Die Arnsteiner Arbeiter sind gescheit und geben die Parole aus: Wenn's losgeht, gleich zur Bahn und heim! Am 8. September taucht das Gerücht auf, in München sei Revolution; die Regierung in Händen der Bolschewisten. Bahn und Post sind gesperrt. Der König sei nach Würzburg geflohen. Das Lazarett hatte Ausgangsverbot. Also muss etwas Wahres an der Geschichte sein. Ein verdammtes Gefühl; so ähnlich wie Mobilmachung, nur noch ungemütlicher. Den Wucherbauern wurde zweierlei. Und selbst hatte man ein Stimmungsgemisch wie Medizin aus Glasscherben und Schwefelsäure.

Der 9. November 1918! Alles in Aufregung. Was wird die Zeitung Neues bringen? Es gab aber weder Zeitung noch Briefe. Der nächste Morgen brachte aber nur eine Zeitung mit dem Aufruf der Revolutionsregierung. Nun ist erst recht allen Vermutungen Tür und Tor geöffnet. Was wird es gegeben haben? Wie geht es in Berlin zu? Was ist mit dem Kaiser? Waffenstillstand? Wie steht es in München mit der Königin? Am Ende Gegenrevolution? Viele Fragen und keine Antwort.

Eine Spitalschwester hatte nur die eine Sorge: „Wenn se nur uns unner Kläd lasse!“ Dazwischen die Furcht vor einem feindlichen Einfall. Es wurde geschlachtet, damit man etwas auf der Flucht habe und den Gegner nichts in die Hände falle. Der Hass gegen die Preußen loderte auf. Man schüttete das Kind mit dem Bade aus. Los von Preußen! Wenn Bayern allein wäre – uns tun sie nichts!



Viele hofften auf Kronprinz Rupprecht

Und es war tatsächlich am 9. November 1918 Revolution. Die Lazarettinsassen hatten telegrafisch Ausgangsverbot. In München war am 8. November eine große Versammlung auf der Theresienwiese. Das Telefon von München nach Schweinfurt und Würzburg war gesperrt. Da bringen am späten Abend Leute von Schweinfurt Extrablätter. Bayern sei eine Republik! Das war ein Blitz aus heiterem Himmel. Man war wie betäubt. Das war unfassbar. Geführt von einem galizischen Juden namens Kurt Eisner, mit breitrempigen Schlapphut und wehendem Mantel. Aber der Schwindel ist in einigen Tagen vorbei. Man soll nur warten, bis Rupprecht (Anm.: Kronprinz Rupprecht von Bayern war ein Heerführer der deutschen Armee) mit seiner Armee kommt. Dann läuft die ganze Bande auseinander. Die Republik ist das Schlechteste nicht, eine naturgemäße Staatsentwicklung. Aber dass gerade Bayern voranging, das ist unfassbar. Und als man in den nächsten Tagen erfuhr, wie verblüffend



einfach die Sache gemacht worden war – von neunzehnjährigen Lausbuben, die nie eine Front gesehen und nur Helden der Bekleidungsämter gewesen waren – da schämte man sich. Wie sagte ein gefangener Franzose: „Bayern guter Soldat, sehr tapfer. Jetzt feige, weil nicht mehr vorgehen.“

Aber an der Front rattern noch die Maschinengewehre. Am 11. November 1918 um elf Uhr morgens steigt ein Sprühregen von Leuchtkugeln in den feindlichen Stellungen auf: Der Waffenstillstand ist angebrochen. Das Ende des Krieges ist da.

Hindenburg führt das Heer in die Heimat zurück

Vor sich den Feind, hinter sich die Revolte, so tritt das deutsche Heer den Rückzug an. Die Westarmee überschreitet vom 26. November 1918 an mit Waffen, Fahne und Gepäck den Rhein und kehrt abgezehrt in die Heimat zurück. Aber ohne rote Fahnen. Der Kreideschlamm der Champagne und der Schmutz Flanderns klebt an Stiefeln und Geschützen. Hindenburg führt das Frontheer geordnet in die Heimat zurück. Der Weltkrieg ist aus. Es war die gewaltigste kriegerische Leistung des deutschen Volkes in seiner ganzen Geschichte gewesen. Alle Kämpfe in unserer Geschichte wiederholen sich hier. Unsere Truppen färbten den Boden Burgunds und Flanderns blutig. Wie die Ordensritter zogen wir gen Osten. Am Karpatenwall kämpften wir gegen die Russen wie einst gegen die Mongolen. Wie Prinz Eugen trugen wir unsere Waffen gen Belgrad. Unsere Armeen rückten in Italien ein wie die



kaiserlichen Heere des Mittelalters. In Palästen kämpften unsere Truppen an den Stätten der Kreuzritter. Und man wird niemals in der Welt von Heldentum reden können, ohne des deutschen Heeres des Weltkrieges zu gedenken.

Die Uhr stand kurze Zeit still. Dann ging das Leben weiter. Mit Hoffnung bis zum Fest des Friedens. Die Hoffnung, wirklich Frieden zu haben, schwand von Tag zu Tag. Konferenzen! Sitzungen! Am laufenden Band.

Kein Freudengruß für die Soldaten in der Heimat

Den heimkehrenden Soldaten winkten keine Triumphbögen wie an anderen Orten. Das machte böses Blut. Die Demobilmachung und der Rückzug bringen unangenehme Aussichten auf viele und lange Einquartierungen. Doch die Sorge war unnötig; denn die Werntalbahn schaffte Tag und Nacht Truppen nach rückwärts. Oft stockte stundenlang der Verkehr. Oft blieben die Militärzüge stehen. Dann wurde die Luitpoldallee geplündert, um die Wagen mit frischem Grün zu schmücken. Zum Teil blieben nur armselige Stümpfe übrig.



Und dann die Trüpplein zu Fuß. Und wie die kamen! Die Güntherwiese war das reinste Heerlager. Sie kamen mit Kutschen und

Zigeunerwagen mit Pferden aus Rumänien und Russland. Da gab es zu schauen und zu – stehlen. Viele zogen bald weiter. Viele blieben bis Januar. Dabei eine Stimmung, als wäre nie Krieg gewesen, als ob mit der Heimkehr der Truppen wieder alles im Geleise wäre. Manche Soldaten bringen durch ihr Benehmen den Ruf des ganzen Militärs um den guten Namen. Besonders junge Soldaten, die überhaupt nicht mitgemacht haben, sind die ärgsten Schreier und Hetzer. Die Toten sind vergessen.

Nach der Heimkehr der Soldaten im Dezember 1918 keine Spur von Ernst. Tanzen, schreien, singen, saufen und dabei steht der Feind achtzig Kilometer vor Arnstein. Ob er nicht marschiert? Arbeiten wollte kein Soldat. Erst ausruhen. Dauerte aber ein bisschen arg lange. Geld war genug da. Die Wirte machten ein glänzendes Geschäft.

Gestohlen wurde wie die Raben

Untergebracht waren die Soldaten in Wirtshäusern und in den Schulen. Der Unterricht fiel selbstverständlich aus. Worüber die Jugend nicht traurig war. Der Zustand der Pferde war erbärmlich. Während der Einquartierung ackerten die Bauern vielfach mit den Militärgäulen. Da erhielten die armen Tiere wenigstens Futter; denn die Soldaten kümmerten sich nicht mehr um ihre vierbeinigen Kameraden. Sie putzten sie nie und fütterten sie nur, wenn es ihnen in den Kram passte. Sie bewachten sie auch nicht. Das war ein Geschäft für die Langfinger. Manche Soldatenspitzbuben steckten aber mit den bäuerlichen Spitzbuben unter eine Decke und verkauften Pferde, die dann angeblich gestohlen waren. So ein Pferd in Gramschatz, eines in Gänheim, zwei wurden in einem hiesigen Stall gefunden. Der Sanitätswagen wurde ausgeplündert: Matratzen, Decken, Watte, Kleider, Binden, Wäsche, Hufeisen, Werkzeug. Erwachsene und Kinder beteiligten sich.

Zucht und Ordnung waren abhandengekommen. Nun wollte man sie plötzlich wiedereinführen. Es blieb aber bei der Probe mit der Polizeistunde. Die Polizeiverwaltung war aber selbst schuld: Vier Jahre hatte sie die Zügel am Boden schleifen lassen, nachdem sie schon vorher unter aller Kanone gewesen war. Die Polizeibehörde regierte nach dem bequemen Grundsatz: Sagt uns, wer es war, dann schreiten wir ein. Selbst sah und hörte sie nichts. Auch wenn das Spektakel und die nächtlichen Ruhestörungen die ganze Stadt erschreckten. Leitsatz: Michel, mache keinen Verdross!

Alles fiel in Zuchtlosigkeit

Tanz. Tanz. Tanz! Es war ein Taumel über dem Pulverfass. Arnstein war ein Tollhaus. Das unehrliche Geld regierte. Schmach über die Soldaten, aber noch größere über die Hehler. Nach den ersten Tagen der Zucht fiel alles in Zuchtlosigkeit.

Das Leben ging weiter. Und die Preisschraube dreht sich: Ein Pfund Meerrettich eine Mark fünfzig; ein Pfund Stärke zwanzig Mark; ein Pfund Orangeat zehn Mark; ein Tütchen Zimt eine Mark fünfzig; ein Pfund Zwiebel eine Mark dreißig; ein Kragen zu stärken fünfzig Pfennige. Ein Paar Schuhbendel kosteten bei einem Kaufmann siebzig Pfennige, bei einem anderen zwei Mark.

Der Ruf nach der Nationalversammlung verstummte nicht mehr. Im Januar 1919 gab es Wahlversammlungen aller Parteien. Man propagierte zwei Parteien: Mir und die Roten! Bauernfängerei für das Zentrum, das sich den Namen ‚Bayerische Volkspartei‘ zulegte,



nachdem sich die Liberalen ‚Demokratische Volkspartei‘ nannten. Der Erlass über die Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht erhitze die Köpfe, nachdem sich vorher niemand darum gekümmert hatte. Alles sollte nun billiger werden. Aber die Kurve stieg weiter.

Fleisch konnte man haben, so viel man wollte. Die Bauern konnten kein Vieh verkaufen. Auf einmal war genug vorhanden. Merkwürdig! Der Bauer hatte wieder Pferde und konnte darum Schlachtvieh abstoßen. Der 1. Januar 1919 brachte die Zuckerliste bei den Kaufleuten. Zugverspätungen waren nun an der Tagesordnung. Misslich, weil die Zeitungen ausblieben, wo man so gespannt war. Im neuen Jahr gab es weniger Mehl und Brot: Zwei Pfund Mehl und zwölfteufelhalb Pfund Brot. Man brauchte keine Fleischmarke mehr. Am 7. Februar wurde sie jedoch wieder verlangt, nachdem vorher jeder erhalten, was er wollte. Schwindel! Es geht nichts über Ordnung, d.h. wenn solche da ist. Aber im Kommunalverband kann man es drehen wie man will. So denken anscheinend die Maßgebenden. Da ist es kein Wunder, dass jeder tut, was er mag. Seit der Revolution ist ja Freiheit. Angst vor Anzeigen hat niemand. Denn man sagt sich: Der Kommunalverband soll nur anzeigen, dann komme die Sache dran!

Am 16. Februar kostete ein Pfund Dürffleisch zwölf Mark. Das Hamstern geht wieder los. Am 19. Februar verlangte ein Bauer für ein Schwein mit einhundertdreißig Pfund eintausendzweihundert Mark.

Der Präsident wird ermordet

Am 25. Februar war die erste Drehorgel zu hören. Am 26. Februar war keine Schule und auch die Ämter ruhten. Grund: Eisners Begräbnis. Kein Mensch bedauerte ihn. Man bezeichnete den Mord als höchst unklug und zur unrechten Zeit unternommen. Seit seiner Präsidentschaft war die Wut auf die Juden ganz erheblich gestiegen. Republik, schön und recht, aber da an der Spitze ein Preuße und gar ein Jude steht, das ging vielen über die Hutschnur. Der Lump muss weg. Der hat keinen Boden in Bayern.



Im Februar fielen zwei Züge aus und nur noch zwei blieben. Der Anschluss nach Würzburg war sehr erschwert. Dabei waren die Züge ohne Beleuchtung und Heizung. Kohlenmangel war überall festzustellen. Am 10. März 1919 trat die Sicherheitswache von Würzburg in Erscheinung zur Kontrolle der Bahn und der Hamsterer. Denn im März nahm diese Landplage wieder unheimlich zu. Dreißig bis hundert Leute auf einmal und alle gingen gefüllt wieder von hier. Nun wurde viel abgenommen. Die Mehlkontrolle kam wirklich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Viel Getreide, das noch schwarz gemahlen werden sollte, konnte beschlagnahmt werden. Die Müller hatten für ein Pfund Mehl zwei Mark verlangt.

Himmelschreiend! Seit 12. März hatte Arnstein zwei Polizeidiener. Im März war ein Demonstrationszug geplant, weil keine Kohlen verteilt wurden. Da waren gleich welche da.

Resümee

Krieg und Nachkriegszeit – eine schreckliche Zeit! Aber auch die Erinnerung daran kann und wird verblassen nach Menschenart, wenn erst später die neue Lebensnot unsere Gedanken und Köpfe fordern. Da soll das Buch immer wieder die Erinnerung wecken an all die Jahre und Stunden des Erlebens.

Nicht alles – lange nicht alles – kann es enthalten. Das erlaubt der Raum nicht. Manches wird deshalb mancher vermissen. So nehmt es auf als ein gern und nicht ohne Mühe gebotenes Buch!



Arnstein, 3. März 2018

Quelle: Stadtarchiv Arnstein